

Diplomarbeit

am Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie
der Universität Leipzig
über das Thema

Das konzeptuelle Substrat beim Dolmetschen.

**Das konzeptuelle Substrat als zeitgebundene Existenzform des
Originals im Bewusstsein des Translators**

vorgelegt von

Peter Dreißig

Referent: Dr. habil. Wladimir Kutz

Korreferent: Dr. Elke Krüger

Leipzig
18.12.2007

Inhalt:

Anlass, Gegenstand und Ziel der Studie	4
Kapitel Eins: Stand der Forschung zum Sprachverstehen	5
1.1 Semantisches Wortverstehen	5
1.1.1 Worte als Zeichen	5
1.1.2 Übersetzung durch Äquivalenz	7
1.1.3 Die Leipziger Schule	8
1.2 Konzeptualisierung	10
1.2.1 Prototypen	11
1.2.2 Scenes and Frames	12
1.2.3 Scripts und Pläne	13
1.2.4 Mentale Modelle	15
1.2.6 Die Pariser Schule	18
1.2.9 Informationsverarbeitungsmodelle des Simultandolmetschens	19
1.2.8 Lexem-Konzept-Relation	20
1.2.9 Verstehenstiefen	21
1.2.10 Die konzeptuelle Gliederung	22
1.2.11 Robin Settons kognitiv pragmatisches SD-Modell	26
1.3 Wissen und Kontext	28
1.3.1 Pronomen und Deixis	29
1.3.2 Ambiguität und Polysemie	29
1.3.3 Individuelle Referenzen	30
1.3.4 Konzeptwissen	30
1.4 Wissen und Pragmatik	31
1.4.1 Der Handlungscharakter der Rede	31
1.4.2 Textlinguistik	32
1.4.3 Situated models	33
Kapitel Zwei: Das konzeptuelle Substrat	37
2.1 Erste Phase: Semantische Repräsentation	39
2.1.1 Kernbedeutung und Default	39
2.1.2 Anfänge komplexer Konzepte	40
2.1.3 Bildung von Propositionen	41
2.1.4 Zusammenfassung der ersten Phase	41
2.2 Zweite Phase: Komplexe Konzepte	42
2.2.1 Konzeptaktivierung	43
2.2.2 Informationsreichtum komplexer Konzepte	44
2.2.3 Individualität und Kultur	45

2.2.4 Diskursmodell und aktuelle Gliederung.....	47
2.2.5 Die Repräsentationsfunktion der Konzeptstruktur.....	49
2.2.6 Zusammenfassung der zweiten Phase	51
2.3 Dritte Phase: Anreicherung.....	52
2.3.1 Referentielle Anreicherung.....	52
2.3.2 Verankerung im Wissen	53
2.3.3 Auflösung konzeptueller Individualität im Kontext.....	54
2.3.4 Pragmatische Anreicherung.....	55
2.3.5 Zusammenfassung der dritten Phase	57
Kapitel Drei: Dolmetschkompetenz und das konzeptuelle Substrat.....	57
3.1 Dolmetschspezifische Rezeptionskompetenz	57
3.2 Schlussfolgerungen für die Dolmetschkompetenz.....	59
3.2.1 Wortgeleitete Umsetzung.....	60
3.2.2 Konzeptualisierung und Diskursmodell	61
3.2.3 Die Vorbereitung	63
3.2.4 Konzeptwissen	64
3.2.5 Aufmerksamkeit, Konzentration und Bewusstsein	66
Kapitel Vier: Prüfung der Hypothese	68
4.1 Test zum Diskursmodell	68
4.1.1 Anlage	68
4.1.2 Auswertung	68
4.2 Test zur kognitiven Gliederung	70
4.2.1 Anlage	70
4.2.2 Auswertung	70
Schlussfolgerung.....	71
Anhang 1: Hinweise zu Abkürzungen und Notation	74
Anhang 2: Testtexte	74
Text zum Diskursmodell	74
Text zur kognitiven Gliederung	75
Quellenverzeichnis	78

Anlass, Gegenstand und Ziel der Studie

Den **Anlass** zur vorliegenden Studie gibt die Spezifik der Rezeption beim Dolmetschen. Sprachverstehen ist eine Basiskompetenz der Translation. Im Unterschied zu einfacher Kommunikation nutzt der Translator zeitbedingt oft nur unvollständig entwickelte Verstehensergebnisse zur Erstellung des Zieltextes und überwindet dabei sprachliche und kulturelle Barrieren. Diese einmalige Besonderheit des Dolmetschens verlangt vom Translator eine dolmetschspezifische Rezeptionskompetenz. Vor allem für den simultanen Modus, der durch die sofortige Umsetzung von Information gekennzeichnet ist, die häufig nicht ausgiebig verarbeitet werden kann, muss eine stark spezifische Rezeptionskompetenz angenommen werden. Um Kompetenz gezielt zu erwerben und nicht allein auf Intuition und trial-and-error angewiesen zu sein, ist bewusste Kenntnis des Gegenstands notwendig. Eine Beschreibung der Faktoren, Prozesse, Produkte und des Ablaufs des Sprachverstehens beim Dolmetschen ist die Grundlage für bewußten Erwerb und effektive Vermittlung von dolmetschspezifischer Rezeptionskompetenz.

Die Studie hat zum **Gegenstand** die noch näher zu beschreibenden Produkte des Sprachverstehens beim Dolmetschen. Im weiteren Sinne befasst sich die Arbeit mit der Form mentaler Repräsentation von verstandenem Text und mit dem zeitlichen Fortschreiten ihrer Entstehung. Obwohl das Produkt nicht losgelöst von den an seiner Entstehung beteiligten Faktoren und Prozessen betrachtet werden kann, ist die gewählte Perspektive die vom Produkt des Verstehens her.

Das **Ziel** der Studie ist eine Beschreibung des konzeptuellen Substrats und seiner Rolle für die Dolmetschkompetenz. Damit soll eine stärkere Bewusstheit der Rezeptionshandlungen des Dolmetschers ermöglicht werden, um auf diese Weise den Bereich der Rezeption beim Dolmetschen stärker für strategisches Handeln und effektivere Vermittlung in der Ausbildung zu öffnen.

Die Studie ist so angelegt, dass sie auf den relevantesten Studien zur allgemeinen und dolmetschspezifischen Sprachverarbeitung mit ihren zentralen Begriffen und Definitionen aufbaut. Dabei spielen übersetzungswissenschaftliche Studien insofern eine Rolle, als sie teilweise die Grundlage für spätere dolmetschwissenschaftliche Forschungen waren. Zweitens wird ausgehend davon der Stand der Forschung zu einer Synthese verdichtet, um zentrale Fragestellungen herauszuarbeiten und strittige Punkte zu diskutieren. Diese Synthese mündet im Versuch eines Modells des konzeptuellen Substrats beim Dolmetschen. Die Hypothese wird in empirischen Tests überprüft. Nach der Auswertung der

Testergebnisse werden abschließende Schlussfolgerungen zur Rolle des konzeptuellen Substrats in Praxis und Ausbildung gezogen.

Kapitel Eins: Stand der Forschung zum Sprachverstehen

Auf die Frage nach den Produkten des Sprachverarbeitung fällt eine einfache Antwort schwer. Ein erfahrener Translator mag geneigt sein, zu antworten: Was man versteht, ist die Bedeutung der Worte. Er würde nach kurzer Reflektion der täglichen Praxis vielleicht hinzufügen, dass man ja eigentlich den Sinn der Sätze beziehungsweise des Textes versteht. Er könnte dann versichern, dass zum Verstehen doch mehr gehört, als nur der Text allein. Es ist auch wichtig, nicht nur zu verstehen, was der Sprecher sagt, sondern zu wissen, was er meint und was er wirklich sagen will.

Sprachverarbeitung ist ein hochkomplexer Prozess, wie die Geschichte ihrer Erforschung zeigt. Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts wurden nach mehreren Wenden des Forschungsfokus, bei denen häufig von Paradigmenwechseln gesprochen wurde, verschiedene Ebenen beschrieben, die untereinander in Wechselwirkung stehen und dem Produkt des Sprachverstehens eine Variabilität und Komplexität verleihen, die dem Phänomen Sprache entsprechen, das ja wiederum die Komplexität menschlicher Erfahrung widerspiegelt.

1.1 Semantisches Wortverstehen

Der erste zentrale Verarbeitungsschritt besteht in der Erkennung einzelner Einheiten und ihrer Ordnung im Textfluss. Diese Einheiten, die man zuallermeist auf Wortebene anzusiedeln hat, sind, oder anders gesagt, beinhalten das Ausgangsmaterial für das Sprachverstehen.

1.1.1 Worte als Zeichen

Der Jenaer Mathematiker Gottlob Frege betrachtete Worte in ihrer Eigenschaft als Zeichen und steht damit in einer Denktradition, die bis zu den platonischen Ideen reicht. Er führte die Unterscheidung von „Bedeutung“ und „Sinn“ eines Zeichens in die formale Logik und in die Linguistik ein. Freges Vorstellung ist ein Ausgangspunkt für eine Reihe triadischer Zeichenmodelle, die sich der Aufgabe widmen, das wohl größte Geheimnis der Natursprachen zu lösen: Die Verbindung zwischen erfahrbarer Welt und mentaler Repräsentation mittels sprachlicher Ausdrücke.

Die Bedeutung oder Referenz eines sprachlichen Ausdrucks ist nach Frege der bezeichnete

Sachverhalt in der Wirklichkeit. Den Sinn nennt er die Art und Weise, wie das Zeichen sich auf seinen Sachverhalt bezieht. Nach Frege hat damit der Ausdruck „Abendstern“ die gleiche Bedeutung, wie der Ausdruck „Morgenstern“, nämlich den selben Himmelskörper, wobei der Sinn beider Ausdrücke verschieden ist, weil er auf verschiedene Weise bezeichnet wird. Verschiedene Sinne können somit zur selben Bedeutung führen. (Frege 1986:41f.) Worte wie „Odysseus“ oder „Einhorn“ (Eco 1994:71f.) hätten nach Frege keine Bedeutung, sondern nur einen Sinn, da sich diese Worte nicht auf Sachverhalte in der realen Welt beziehen.

Der Sinn eines Satzes, beziehungsweise einer Aussage, ist für Frege der ausgedrückte Gedanke, während die Bedeutung in seinem Wahrheitswert besteht. Eine Aussage bedeutet als seine Referenz einen Sachverhalt, für den diese Aussage wahr ist. Die Verknüpfung der Bezeichnungsfunktion eines sprachlichen Ausdrucks mit ihrem Wahrheitswert, war ungeachtet der dadurch aufgeworfenen formal-logischen Probleme (Sebeok 1986:276) ein wichtiger Schritt, um die Verbindung zwischen mentaler Repräsentation und erfahrbarer Welt besser zu erklären. Propositionen wurden als mentale Repräsentationsformen angenommen. Proposition wird hier verwendet im Sinne der kleinst möglichen Informationseinheit, die selbstständig wahr oder falsch sein kann. (Johnson-Laird 1983:41f.)

Zur Begrifflichkeit Freges ist anzumerken, dass „Sinn“ und „Bedeutung“ mehrfache Umdeutungen erfuhren und heute von verschiedenen Autoren uneinheitlich verwendet werden. „Sinn“ und „Bedeutung“ benennen heute, wie auch die Begriffe „Signifikat“, „Intension“, Aspekte dessen, was Freges „Sinn“ entspricht. Begriffe ähnlich Freges „Bedeutung“ heißen oft „Denotat“, „Extension“ oder „Referenz“. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt der sich häufig überschneidenden Begrifflichkeit zur Zeichenstruktur. (Vernant 1992:1483ff.).

Mit sprachlicher Repräsentation beschäftigte sich auch der U.S.-amerikanische Logiker und Mathematiker Charles S. Peirce. Er definiert Zeichen im weitest möglichen Sinne als etwas, das auf irgendeine Weise für etwas anderes stehen kann. (Gorlee 1994:51) Sie sind strukturiert in einer Triade aus drei voneinander untrennbaren Teilen: Das Repräsentamen nimmt Bezug auf ein Objekt und bewirkt beim wahrnehmenden Interpreten einen Interpretant.

In dem Prozess der Zeichenwirkung, den Peirce Semiose nennt, ist ein Repräsentamen immer auch das Objekt eines weiteren Semioseschrittes, sein Interpretant wird zum neuen Repräsentamen und bewirkt einen neuen Interpretant. Semiose ist ein fortschreitender Prozess der Veränderung und der Vervollkommnung von Repräsentationen, da in dem neuen Interpretanten das Zeichen in einer weiterentwickelten Form vorliegt. (Gorlee 1994:61) Die scheinbare End- und Ziellosigkeit ist dabei kein Paradox, denn eine Entität kann alle drei Zeichenrollen in sich vereinen und schließlich auf sich selbst verweisen. Mit diesem endgültigen Konsens, an den sich das Zeichen in seiner Weiterentwicklung durch

Semieose asymptotisch annähert, wäre ein stabiler Endzustand erreicht. (Gorlee 1994:46ff.)

Roman Jakobson, Pionier der Linguistik der Prager Schule, griff in seinen Überlegungen zur Übersetzung Peirce' Begriff der Semiose auf. Um ein Zeichen zu interpretieren, das heißt, zu verstehen, ist es nach Jakobson notwendig, es in ein anderes Zeichen zu übersetzen. (Jakobson 1988:481f.) Die erhaltene Interpretation kann mit Peirce als mental vorliegendes Repräsentamen des zu verstehenden Textes aufgefasst werden. Das Verstehensprodukt in seiner fortschreitenden Entwicklung würde der Menge von Zeichen einer Semiosekette entsprechen, deren Interpret der Zeichenempfänger ist.

Jakobson betont damit das Interesse der Linguistik an dem Phänomen der Übersetzung und stellt drei Grundformen des Übersetzens auf: *rewording* als intralinguale Übersetzung, *translation proper* als klassischer Fall der interlingualen Übersetzung und *transmutation* als intersemiotische Übersetzung. (Jakobson 1988:483)

1.1.2 Übersetzung durch Äquivalenz

Die These, dass Äquivalenzbeziehungen zwischen lexikalischen Einheiten verschiedener Sprachen die absolute Übersetzbarkeit garantieren, war für Jahrzehnte eine Grundannahme der Übersetzungswissenschaft. Der Äquivalenzbegriff geht auf den amerikanischen Bibelübersetzer und Übersetzungsforscher Eugene A. Nida zurück. Wenn Äquivalenz zwischen AT und ZT gefordert wird, so heißt das, dass die Texte völlig gleich sind, keine Unterschiede aufweisen, abgesehen davon, dass sie in verschiedenen Sprachen abgefasst sind. Die Theorie der Äquivalenz von Texten diente sie zur Abwehr von relativistischen Thesen, neu aufgenommenen, die Übersetzbarkeit in Frage stellenden Ideen in der Linguistik.

In den sechziger Jahren wurde die stark rezipierte Sapir-Whorf-Hypothese aufgestellt, die Übersetzbarkeit allgemein negierte. Ausgehend von Untersuchungen der Sprache der Hopi-Indianer kam Benjamin Lee Whorf zu der Überzeugung, dass die Sprache das Denken und somit auch das Verstehen eines Menschen determiniert, indem sie ihm individuelle Mittel zum Verstehen und Beschreiben der Welt bereitstellt. So schrieb er, die Hopi hätten keine Vorstellung vom Vergehen der Zeit, da ihre Verben kein Tempus kennen und Zeitvergehen von den Hopi nicht sprachlich ausgedrückt und damit nicht gedacht werden kann. Ähnliche Überlegungen hatte schon von Wilhelm von Humboldt angestellt, die Leo Weisgerber zur Theorie der sprachlichen Weltbilder weiterentwickelte. Obwohl Whorfs Arbeit eine Reihe inhaltlicher und methodischer Schwachpunkte aufwies, war sie ein Ausgangspunkt für neue Ideen über die Rolle der Individualität für Sprache und Denken. (Gipper 1992:236ff.)

Eine allgemeine Gültigkeit der Sapir-Whorf-Hypothese hätte zur Folge, dass vollkommene Übersetzungen unmöglich wären. Die Weltsicht des Autors, die einem AT zu Grunde liegt, wäre mit Hilfe einer anderen Sprache nicht äquivalent auszudrücken. Dies kann ein

Verstehensproblem sein, denn bei einem im Bezug zum Sender fremdsprachigen Translator würden die Zeichen des AT nicht dieselben Signifikate auslösen, wie bei einem muttersprachlichen Translator. Der Letzere wiederum würde zwar den Sender richtig verstehen, könnte aber das zum ausgangssprachlichen Weltbild gehörende Verstandene mit den Mitteln der fremden Zielsprache nicht ausdrücken. Daher das Postulat der Unübersetzbarkeit. (Kade 1968:18)

Doch Übersetzung funktioniert. Erwin Koschmieder behauptete daher gegen den sprachlichen Relativismus eine absolute Übersetzbarkeit, basierend auf dem „Gemeinte“. In seinem triadischen Zeichenmodell steht das Gemeinte an der Stelle des Signifikats, der mentalen Repräsentation. Koschmieder stellt in seinem Translationsmodell das Gemeinte als direkte Verbindung zwischen verschiedensprachliche, äquivalente Texte. (Koschmieder 1953:312)

Die verschiedenen Sprachen unterscheiden sich nach Koschmieder nur in der Art und Weise, wie sie Denotate bezeichnen und Signifikate auslösen, d.h. in der sprachlichen Kodierung, nicht aber in der Menge der möglichen Denotate und Signifikate, wie es die Sapir-Whorf-Hypothese behauptet. Die Menge der möglichen Signifikate, bei Koschmieder das Gemeinte G, ist die gleiche für die Sprache L^X wie für die Sprache L^Y . „Dieses G also ist nicht ein besonderes G^X oder G^Y , sondern eben nur ein G, das sich selbst gleich ist...“ (Koschmieder 1953:315) Koschmieders Gemeintes trägt damit Züge einer „Sprache des Geistes“, einer Interlingua, in der Inhalte völlig unabhängig von ihrer sprachlichen Realisierung existieren. Eine solche Überlegung liegt neben Ansätzen zur maschinellen Übersetzung auch kognitiven Theorien zu Grunde.

Schon Roman Jakobson hatte „Gleichwertigkeit in Verschiedenheit“ (Jakobson 1988:484) als Grundproblem nicht nur der Translation, sondern generell der Sprachwissenschaft bezeichnet. Ein Hauptanliegen der Übersetzungsforschung dieser Zeit ist es, die zentrale Größe zu definieren, die in sprachlich voneinander verschiedenen Texten gleichwertig sein kann und muss, um dann Regeln für das Erreichen dieser Äquivalenz, also Gleichwertigkeit, aufstellen zu können. Von diesem Standpunkt aus ist Sprachverarbeitung gleichbedeutend mit der Gewinnung dieser Größe aus dem Text, die dem hier zu beschreibenden Verstehensprodukt entspräche. Es erwies sich allerdings, wie nachfolgend gezeigt wird, dass diese Größe sehr schwierig und nicht allein vom Ausgangstext her zu definieren war.

1.1.3 Die Leipziger Schule

Otto Kade, der Pionier der Leipziger Schule, erklärt zur äquivalenten Größe in AT und ZT den Inhalt. Dem entspricht *meaning* bei Nida. Kade schreibt in Anlehnung an Saussure von „Zeichen, die Ideen ausdrücken“. (Kade 1968:31) Ein wichtiger Teil der Arbeit Kades und der Translationsforscher der Leipziger Schule dieser Zeit besteht in der Anstrengung,

diese Größe genau zu definieren und zu zeigen, wie der Inhalt von Sprachausdrücken als Äquivalenzbeziehung Übersetzbarkeit gewährleisten kann.

Kades Ausgangsargument ist ein philosophisches. Seine materialistische Position ermöglicht es ihm, eine eindeutige, konstante Referenzbeziehung zwischen dem Signifikat und dem Denotat anzunehmen. Inhalt und Referenz eines Sprachzeichens sind in Kades Theorie idealerweise unveränderlich. Durch diese Beziehung wäre der Ausdruck in der jeweiligen Sprache nur von der Kodierung abhängig, jeder andere Einflussfaktor, wie zum Beispiel personelle Individualität, wäre irrelevant. Der Kode aber, die Sprache, wäre anhand von Äquivalenzbeziehungen eindeutig austauschbar. Kade definiert dementsprechend Translation als Kodierungswechsel. Der Inhalt ist dabei die unveränderliche Invariante und Äquivalenz ist erreichbar, indem ausgangssprachliche Kodeelemente des Ausgangstextes durch zielsprachliche Kodeelemente ersetzt werden, die dasselbe Signifikat und dasselbe Denotat besitzen. (Kade 1968:19)

Unterschiede in der linguistischen Form der Kodierung, also die Tatsache, dass die Kodierung eines Denotats in verschiedenen Sprachen meist auf mehreren Ebenen unterschiedlich realisiert ist, stellt nach Kade das vom Translator zu lösende Hauptproblem dar. Er gibt Lösungsansätze vor, indem er die möglichen Beziehungen der AT- und ZT-Einheiten klassifiziert und Transkodierungsregeln dafür aufstellt. „Dank seiner intellektuellen Fähigkeiten ist der Mensch als Translator in der Lage, auf Grund des semantisch-kommunikativen Werts der einzelnen Textsegmente über die in seinem Bewußtsein durch sprachliche Zeichen ausgelöst Vorstellungen bewußt den Inhalt einer Äußerung als Bezugsgröße der Translation zu verwenden.“ (Kade 1968:39) Semantisch-kommunikativer Wert verwendet Kade im Wesentlichen synonym zu Inhalt. (Kade 1968:26)

Inhalt ist für die Sprachverarbeitung nicht gleich Inhalt. Kade teilt ihn in die intellektuellen Inhaltskomponenten KI und die emotionalen Inhaltskomponenten KII auf. Sie stehen der Formebene KIII als Korrelat gegenüber. (Kade 1968:45) Kade zeigt damit, dass die sprachliche Verarbeitung eines Textes weniger homogen verläuft, als es die Vorstellung einer kontinuierlichen Inhaltsgewinnung und Transkodierung auf den ersten Blick hoffen lässt.

KI und KII, der Inhalt des AT, bestehen aus den Bewußtseinsvorstellungen des Senders, die Abbilder der objektiven Wirklichkeit sind. Kade räumt hier subjektive Faktoren ein, die in der Kompetenz des Senders begründet liegen. (Kade 1968:45) Von der Wirklichkeit abweichende, und damit nach der von Kade zu Grunde gelegten materialistischen Erkenntnistheorie mangelhafte, Widerspiegelung stellt allerdings eine Sondererscheinung durch fehlende Kommunikationskompetenz dar, nicht den Regelfall der Sprachverwendung und Translation, wie es die idealistisch geprägte Sapir-Whorf-Hypothese nahelegt.

Kompetenz und Wissen der Kommunikationsteilnehmer sind Hauptfaktoren: „*Verstehen*

heißt *begrifflich aufnehmen*, wozu nicht nur die von uns vorausgesetzte Kenntnis des Kodes notwendig ist. Das begriffliche Aufnahmevermögen ist abhängig vom Vorstellungsvermögen, dieses wiederum wird vom Grad der Sachkenntnis auf dem betreffenden Gebiet bestimmt,...“ (Kade 1968:58) Auch was den verstehenden Translator betrifft, so bezeichnet Kade ein die Widerspiegelung der Wirklichkeit verzerrendes Einwirken individueller Faktoren als geringfügig und als Frage der Kompetenz, die er in der Theorie als ideal annimmt. Jeder ideale Translator versteht gleich. (Kade 1968:62) Später schwächt er die Formulierung ab: Das Ziel der Translation sei die optimale Annäherung an inhaltliche Äquivalenz. Er fordert damit nach wie vor „Invarianz auf der Inhaltsebene“ zwischen AT und ZT als Haupteigenschaft eines Translates. (Kade 1968:63)

Beachtenswert ist Kades Aussage, dass „der Translator nicht bis zum vollständigen Erfassen des Sachverhalts begrifflich zu verarbeiten braucht. Die Dekodierung des AS-Textes durch T braucht nur zu der Information zu führen, die benötigt wird, um ZS-Zeichen mit den AS-Zeichen des Originals in Beziehung zu setzen.“ (Kade 1968:58) Das heißt, dass bei manchen Äußerungen verstärkte Verarbeitung über einen bestimmten Punkt hinaus nur zu für den Translator verzichtbarer Bedeutungsvertiefung, nicht aber zu Bedeutungsveränderung führt. Die Aussage legt weiterhin nahe, Sprachverstehen als voranschreitenden Prozess mit sich entwickelndem Produkt zu begreifen.

Neben der semantischen Ebene mißt Kade auch der Pragmatik des sprachlichen Zeichens inhaltliche Bedeutung bei, was schon in dem Terminus des semantisch-funktionellen Wertes deutlich wird. „Jede Mitteilung ist an einen bestimmten Adressaten gerichtet, was ebenfalls die Form der Mitteilung bestimmen kann. Sprachliche Mitteilungen kommen nie isoliert von einer bestimmten Situation und einem bestimmten, historisch gewachsenen sozialen und kulturellen Hintergrund vor. Situationskontext oder historischer Kontext können dafür entscheidend sein, welche sprachlichen Mittel zur Realisierung eines bestimmten Inhalts in einem konkreten Kommunikationsakt aufgewendet werden.“ (Kade 1968:51) Auch die emotionalen Inhaltskomponenten KII sind eher der pragmatischen als der semantischen Zeichenfunktion zuzuordnen. Auf welche Weise Pragmatik in das Verstehensprodukt eingeht, bleibt vorerst offen.

1.2 Konzeptualisierung

Die psychologische Wende in der Sprachwissenschaft führte zur Abwendung der Aufmerksamkeit von linguistisch-textuellen Strukturen und hin zur mentalen Dimension des Sprachverarbeitungsprozesses. Zusehends verlagerte sich der Fokus der Forschung von den Zeichen als Mittler zwischen Welt und Gedanke auf das Wesen der mentalen Repräsentationen an sich. Die Kombination der Erkenntnisse aus Linguistik und Semantik mit denen der Psychologie und die Kognitionswissenschaft führte zu genaueren

Vorstellungen über Wesen und Rolle der mentalen Konzepte bei der Sprachverarbeitung. Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Organisation und Vernetzung einzelner Konzepte.

1.2.1 Prototypen

Wie wissen wir, dass ein Tisch ein Tisch, weiterhin ein Möbelstück und vielleicht auch eine Antiquität ist? Wie werden mental bestimmte Entitäten zu dieser oder jener Klasse zugeordnet, während alle übrigen Zuordnungen völlig unsinnig sind? Ist ein Tisch ein Gebrauchsgegenstand? Vielleicht, aber er ist unter keinen Umständen ein Transportmittel, wenn ihn mein Sohn nicht gerade umkippt und mit einem Tischtuchsegel ausstattet, um ihn als Floß auf hoher See zu benutzen. Ist ein Tisch also doch ein Transportmittel?

Solche Fragestellungen der Kognitionspsychologie stehen eng mit der weiter oben aufgeworfenen Frage der Semantik im Zusammenhang, wie eine Äußerung als sprachliches Zeichen eine bestimmte mentale Repräsentation auslösen kann. Die Funktionsweise der Kategorisierung bietet wertvolle Einblicke in Wesen und Funktion von Konzepten und damit in das Material, aus dem auch Verstehensprodukte beim Dolmetschen bestehen müssen.

Die *checklist-theory* geht davon aus, dass Kategorien durch notwendige und hinreichende Bedingungen gebildet werden. Diese Bedingungen können als Intension der Kategorie gelten. Eine Entität wird als Element derjenigen Kategorien verstanden, deren Bedingungen es erfüllt. (Kleiber 1998:11ff.)

Dabei drängt sich als erstes die Frage auf, in welcher Form diese Bedingungen mental vorliegen. Es liegt nahe, die Bedingungen als Konzepte anzunehmen. Diese Annahme führt zur Theorie eines konzeptuellen Inventars kleinster angeborener, semantischer Merkmale, der *semantic primitives*. (Lorenz / Wotjak 1977:294f.).

Die Prototypensemantik nach Elenor Rosch wurde aus der Theorie notwendiger und hinreichender Bedingungen entwickelt, weil die *checklist-theorie* verschiedene beobachtete Kategorisierungsleistungen nicht zufriedenstellend erklären konnte. Kategorien sind danach um das beste Exemplar im Zentrum gruppiert. Kategorienzugehörigkeit entscheidet sich anhand der Menge der prototypischen Eigenschaften, die der Intension der Kategorie gleichgesetzt werden kann. Damit wird eine Grundannahme der *checklist theory*, nämlich die Definition einer Kategorie durch die ihr charakteristischen Eigenschaften, übernommen. Kategorienzugehörigkeit entscheidet sich für ein Exemplar aber nicht über die vollständige Erfüllung der notwendigen und hinreichenden Bedingungen, sondern durch Ähnlichkeit des Exemplars zum Prototyp. Prototypenkategorien können unscharfe Grenzen haben, so dass die Zugehörigkeit nicht entweder wahr ist oder falsch, sondern je graduell größer oder kleiner, nach Abstand zum Prototyp. (Kleiber 1998:35)

Der Grad der Typizität oder Vorhersagbarkeit einer Eigenschaft für eine Kategorie, die *cue validity*, ist eine weitere Möglichkeit, einen Prototyp zu definieren. Die *cue validity* eines

Attributs für eine Kategorie ist besonders hoch, wenn es viele Exemplare der Kategorie aufweisen, aber nur wenige Exemplare konkurrierender Kategorien. Der Prototyp einer Kategorie wäre dann eine Menge der Attribute mit hoher *cue validity*. (Kleiber 1998:52f.)

Nach einer dritten Sichtweise ist er ein abstraktes Konzept, eine aus den typischen Eigenschaften der Kategorie zusammengesetzte Entität, der kein Exemplar in der Wirklichkeit gegenüberstehen muss. (Kleiber 1998:42f.) Das Signifikat eines sprachlichen Zeichens steht, wenn man ihn als Bündel typischer Eigenschaften begreift, in engem Zusammenhang mit dem Prototyp der von ihm bezeichneten Kategorie. (Kleiber 1998:114)

Die Prototypentheorie muss sich dem gleichen Problem stellen, das auch die linguistische Semantik zu lösen hat, der Möglichkeit individueller Unterschiede in der mentalen Repräsentation eines Zeichens. Die typischen Eigenschaften einer Kategorie werden als von Sprecher zu Sprecher konstant angenommen und der Prototyp basiert weniger auf dem eigenen Wissen eines Sprechers über die Kategorie, als auf seiner Annahme darüber, welches Wissen über die Kategorie bei der Gesamtheit der Sprecher vorliegt. Man könnte einen Prototypen als intensionales Stereotyp bezeichnen. (Kleiber 1998:41 und 51)

Da Exemplare von Kategorien wiederum Kategorien sein können, werden verschiedene Ebenen der Kategorisierung aufgestellt. Dabei ist bemerkenswert, dass eine Ebene in Standardsituationen vorrangig ist. Ohne besondere Kontextumstände wird zur Kategorisierung die Basisebene herangezogen. In der Basisebene ist der Großteil des Kategorienwissens gespeichert, sie besitzt die höchste *cue validity*. Weiterhin ist die Basisebene die allgemeinste Ebene, in der es noch möglich ist, die gesamte Kategorie visuell in einem Exemplar darzustellen. Verarbeitung geht in der Basisebene am schnellsten. (Kleiber 1998:58ff.) Kategorien sind also komplexe, abstrakte Konzepte, die aus mehreren Konzepten zusammengesetzt sind.

1.2.2 Scenes and Frames

Charles Fillmores Framesemantik baut den Ansatz der Kategorisierung aus und geht darüber hinaus, indem er die Annahme von komplexen Konzepten, wie sie die Kategorien der Prototypensemantik darstellen, weiterentwickelt. Ein *frame* ist die sprachliche Ausprägung eines komplexen Konzeptes, in dem untergeordnete Konzepte organisiert sind. Die mit einem Frame verbundene *scene* entspricht dem gedanklichen Inhalt und umfasst nach Fillmore: „not only visual scenes but familiar kinds of interpersonal transactions, standard scenarios, familiar layouts, institutional structures, enactive experiences, body image; and, in general, any kind of coherent segment, large or small, of human beliefs, actions, experiences, or imaginings.“ Frameinhalte können verschieden komplex strukturiert sein und sind untereinander netzwerkartig verbunden. (Fillmore 1977:63) So können aufeinanderfolgende Frames bei der Verarbeitung eines Textes zuerst einfachere,

allgemeinere Scenes aktivieren, durch deren Kombination dann spezifischere Konzepte aktiviert werden. Ein Frame enthält Slots, die bei seiner Aktivierung mit einem Wert belegt werden. (Fillmore 1977:72ff.)

Ein bedeutender Aspekt der Framesemantik ist die Annahme, dass ein Konzept nicht nur einzeln, sondern auch als Teil größerer Strukturen verarbeitet werden. Eine Äußerung löst als Frame ein Konzept aus, was zur Aktivierung einer komplexen Scene führt. Damit wird mehr Wissen aktiv, als in den Semen der Äußerung allein verschlüsselt liegen konnte. Diese Funktion komplexer Konzepte bewirkt, dass das Potential des Sprachverstehens bei weitem die einfache semantische Wirkung einzelner Äußerungssegmente übersteigt. Robin Setton schreibt Frameeffekten eine bedeutende Rolle bei der Anreicherung der semantischen Information durch den Translator zu. (Setton 1999:175)

Frames können individuell und kulturell verschieden sein. Auch für ein Individuum sind sie nicht stabil. Der prototypische Frame kann sich verändern und ist abhängig von der Erfahrung des Individuums. Fillmore bezeichnet Frames als Speicherform für gemachte Erfahrung. (Fillmore 1977:62) Erfahrung, die in ihrer Einzigartigkeit nur einem einzelnen Individuum zu eigen sein kann. Hans Vermeer macht auf die verzerrende Wirkung von Frameeffekten aufmerksam. Da ein Frame, auch wenn zwei Sprecher ihn teilen, nicht zwangsläufig inhaltlich völlig identisch sein muss, weisen die aktivierten Konzepte bei verschiedenen Empfängern potentiell Unterschiede auf. Frames lösen somit häufig Verschiebungen aus, die Translationsprobleme verursachen. (Vermeer 1992:77f.)

Was die Form der Bestandteile von Scenes angeht, so lehnt Fillmore die Vorstellung rein propositionaler Speicherung ab und gibt einer Kombination von propositionaler und piktorialer Form, die er mit der Speicherung von Erfahrungen wie zum Beispiel der Form eines Gesichtes verbindet, den Vorzug. Den komplexeren piktorialen Formen kommt, da Fillmore Scenes als gespeicherte Erfahrung ansieht, dabei die größere Bedeutung zu. (Fillmore 1977:57)

1.2.3 Scripts und Pläne

Eine besonders auf Handlungsabläufe und Ereignistypen ausgerichtete Form komplexer Konzepte sind die Skripte bei Schank und Abelson. Ausgangspunkt für die Skripttheorie war der Versuch, eine Wissensrepräsentation zu modellieren, die den extrem komplexen und vielfältigen Ansprüchen alltäglicher Kognitionsleistungen gerecht wird. Dazu wird eine Verbindung zwischen Form und Inhalt angenommen, eine wichtige Parallele zu den mentalen Modellen. (Abelson / Schank 1977:3)

Eine zentrale Frage für Schank und Abelson ist die Wirkungsweise von Inferenzen, die konkrete Erwartungen eines Hörers an Äußerungsinhalte ermöglichen: „the strong expectations which make reality understandable.“ (Abelson / Schank 1977:10) Ihre Antwort

besteht in der Annahme komplexer Wissensstrukturen mit stabilem Inhalt. Diese Inhalte und ihre Wirkungsweise exakter zu beschreiben und zu klassifizieren ist das Anliegen der Arbeit von Schank und Abelson.

Sie stützen sich in ihren Überlegungen auf eine Theorie von semantic primitives, die es erlaubt, Wissenskomplexe in konstituierende Einzelkonzepte zu zerlegen. Weiterhin nehmen sie eine episodische Form des Gedächtnisses an, wo Wissen anhand von Erfahrung strukturiert ist und stereotype Strukturen aktiviert werden können und nähern sich damit Grundannahmen der Frame-Theorie. (Abelson / Schank 1977:17ff.)

Skripte sind komplexe Konzepte, die stereotype Handlungsabläufe und Ereignisse repräsentieren. Sie ähneln Kausalketten, in denen eine Teilhandlung, bezeichnet als *main conceptualization*, die darauf folgende hervorruft. (Abelson / Schank 1977:45) Dabei werden Skripte mit festem Ablauf und mit freierem Ablauf der Einzelschritte unterschieden. Das bestuntersuchte Beispiel ist das Restaurant-Skript, an dem Schank und Abelson den größten Teil ihrer Überlegungen illustrieren. Skripte beinhalten Rollen, die Aktoren in einer konkreten Situation zugeordnet oder per Default angenommen werden, wenn keine explizite Besetzung vorhanden ist. Weiterhin ein Set von stereotypen Situationsmerkmalen. Ein Skript wird dabei immer aus der Perspektive einer bestimmten Rolle aus aktiviert. Und schließlich ein bei den Aktanten übereinstimmendes Wissen darüber, aus welcher Schrittfolge sich das Ereignis oder die Handlung zusammensetzt. (Abelson / Schank 1977:42 und 61)

Die Aktivierung eines Skripts geschieht durch explizite Nennung von mindestens zwei Skriptelementen im Text, einem Header, der durch mindestens einen zusätzlichen Hinweis auf den Inhalt eines bestimmten Skriptes bestätigt werden muss. Ist das geschehen, wird der gesamte Skriptinhalt aktiviert und es erfolgt die Auffüllung der Slots anhand der explizit gegebenen Werte und wenn nötig durch Defaults. Als Header werden mit absteigender Aktivierungsstärke folgende vier Kategorien unterschieden: Precondition Header, zum Beispiel Ziele von Teilhandlungen, Instrumental Header, das heißt, Mittel, die auf die geplante Ausführung eines Skriptes hindeuten, Locale Header, also mit bestimmten Skripten verbundene Orte, und schließlich Internal Conceptualization Headers, also im Skript enthaltene Konzepte. (Abelson / Schank 1977:49f.)

Besondere Anforderungen an das Verstehen sind gestellt, wenn Skripte Störungen oder Hindernisse überwinden müssen. In Schleifen werden behinderte Schritte erneut verarbeitet. Auf Störungen kann durch alternative Schritte oder durch Verlassen beziehungsweise Aussetzen des Skriptes reagiert werden. Häufig werden zum Textverstehen verschiedene Skripte benötigt, die interagieren und jeweils auf die Inhalte und auf die Verarbeitung des anderen Skriptes einwirken.

Wenn ein Aktant eine Situation noch nicht in dem Maße erfahren hat, dass aus der Erfahrung ein stereotypisches Skript resultiert wäre, dann ist es wahrscheinlich, dass ein

ähnliches, einfaches oder leicht unterschiedliches Skript aktiviert wird. So geschieht es häufig, dass die reale Situation vom aktivierten Skript abweicht. Verständnisprobleme und falsche Inferenzen sind die Folge, bis der Irrtum durch die Höherbewertung der expliziten Information über die skriptinternen Inferenzen aufgeklärt wird und das Skript entweder in einem Lernprozess verändert oder aufgegeben wird. (Abelson / Schank 1977:67)

Besonderes Augenmerk richten die Autoren auf die Möglichkeit persönlicher Skripts, die nicht von einer großen Gruppe geteilt werden, sondern nur für das Verhalten eines Individuums gelten. Dazu zählen sie auch verdeckte Skripts, die ein Aktant ausführt, während er vorgibt, sich in demjenigen Situationsskript zu befinden, nach dem seine Kommunikationspartner handeln und verstehen. (Abelson / Schank 1977:62f.)

Ein weiterer wichtiger Ansatzpunkt geht von dem Fakt aus, dass Personen Situationen verstehen und in ihnen sinnvoll handeln können, die sie nie zuvor erfahren haben und von denen sie demzufolge kein Skript besitzen können. Dazu nutzen sie die selben Mechanismen, die auch den Skripts zu Grunde liegen. Ein Plan ist definiert als die generalisierte Variante eines Skripts, in dem auf der Basis eines Bedürfnisses Handlungen zur Erreichung eines Zieles zusammengestellt werden. Aus Plänen können Skripte resultieren. Planung hat damit direkte Ähnlichkeit zum Problemlösen. Die Notwendigkeit eines Zieles, einer Intention verdeutlicht den starken pragmatischen Aspekt der Plänen und damit auch Skripten innewohnt. Das Erfassen von Intentionen und Zielen ist eine zentrale Funktion des Sprachverstehens. (Abelson / Schank 1977:70ff.)

1.2.4 Mentale Modelle

Johnson-Laird bezeichnet seine Theorie als Arbeitsmodell menschlichen Denkens (Johnson-Laird 1983:4f.). Seine Theorie der mentalen Modelle ist eine der einflussreichsten Theorien zu mentaler Repräsentation. Anhand ausgiebiger Tests zur Rolle und Wirkung von Inferenzen und Syllogismen beim Sprachverstehen modelliert Johnson-Laird Repräsentationsformen, die Verarbeitungsergebnisse ermöglichen, wie sie in realem Sprachgebrauch zu beobachten sind.

Das Modell baut auf effektiven Prozeduren auf und schließt damit Intuition und Introspektion als Methoden aus. Dieses aus der *theory of computability* stammende Prinzip besagt, dass nur Prozeduren, die von einfachen Automaten ausgeführt werden können, nachweislich frei von Intuition und anderen „magischen“ Einflüssen sind. Wenn demnach die Computerimplementation der angenommenen Prozesse zu Verarbeitungsergebnissen führt, die denen in menschlicher Kommunikation entsprechen, dann kann das Programm als Modell für den mentalen Prozess gelten. (Johnson-Laird 1983:6) Auf diesem Prinzip beruht die Aussagekraft der Theorie mentaler Modelle zur Schnittstelle zwischen Welt und mentaler Repräsentation.

An den Beginn seiner Arbeit stellt Johnson-Laird empirische Untersuchungen zu Inferenzen und Syllogismen. Dabei leitet ihn die Frage, wie ein menschlicher Kommunikationspartner eine Aussage versteht, indem er eine Information gewinnt, die er braucht, die aber nicht semantisch in der Aussage kodiert ist. In seinem Ausgangsbeispiel erhält eine Person auf die Frage: „Wo ist die Universität?“ die Antwort: „Dort drüben stehen ein paar Studenten.“ Die Person versteht damit, dass der Gefragte die Frage nicht beantworten kann und dass die bezeichneten Personen es wahrscheinlich können. (Johnson-Laird 1983:23) Mentale Modelle, die ihnen eigene Organisation und Verarbeitung von Konzepten, können solche alltäglich zu beobachtenden Vorgänge ermöglichen.

Die Art und Weise, wie Testpersonen Inferenzen ziehen, vor allem die Wirkung von Inhaltseffekten, widerspricht der auch in der Linguistik verbreiteten Auffassung, dass Sprachverarbeitung anhand den Regeln einer inneren Logik geschieht, dass Propositionen die grundlegende Repräsentationsform für die Sprachverarbeitung sind. Statt anhand von Syllogismen valide Schlüsse zu ziehen, verlassen sich Menschen auf Heuristiken, die auf Erfahrung basieren. Experimentell konnte nachgewiesen werden, dass Personen logische Operation erfolgreich ausführten, wenn das Material der Aufgabe für sie gewöhnlich und vertraut war, dass sie aber große Schwierigkeiten hatten, wenn sie die selbe logische Operation mit abstrakten, unvertrauten Größen ausführen mussten.

Johnson-Laird erklärt die unterstützende Wirkung von Inhaltseffekten damit, dass die betreffenden Inhalte in Form von leicht handhabbaren, leistungsfähigen mentalen Modellen vorliegt, während unvertrautes Material nur propositional existiert und noch nicht zu Modellen elaboriert ist. (Johnson-Laird 1983:29ff. und 54) Er folgert daraus, dass nach einer ersten Phase propositionaler Verarbeitung ausgehend von einer propositionalen Informationsbasis in einer zweiten Phase komplexe Modelle der Wirklichkeit gebildet werden. Diese Repräsentationen modelliert Johnson-Laird so, dass die beobachteten Inferenzen von einfachen Automaten ausgeführt werden können.

Die Struktur des Modells entspricht der Struktur des modellierten Prozesses. Strukturen und Eigenschaften, die keinen Einfluss auf den modellierten Prozess nehmen, können also vernachlässigt werden, ohne dass das Modell Verlust an Erklärungskraft erleidet. Damit kann Johnson-Laird für mentale Modelle die Frage der Imagedebatte nach der letztendlichen mentalen Speicherungsform, propositional oder piktorial, als irrelevant bezeichnen und unbeantwortet lassen. Mentale Modelle existieren empirisch erwiesen auf einer anderen funktionalen Ebene. (Johnson-Laird 1983:403)

Johnson-Laird stellt eine Reihe von Prozeduren auf, die ausführbar sein müssen, um aus propositionalen Repräsentationen einer Äußerung ein mentales Modell zu konstruieren: Der Start der Konstruktion eines neuen Modells, wenn eine Äußerung nicht auf ein Element des aktuellen Modells referiert. Das Einpassen der Äußerungselemente in das aktuelle Modell,

wenn mindestens ein Element der Äußerung Teil des Modells ist. Die Integration zweier bislang unabhängiger Modelle ineinander, wenn sie durch eine Äußerung miteinander in Verbindung gebracht werden. Die Prüfung der Gültigkeit der aktuellen Aussagen für das Modell. Das Hinzufügen von Eigenschaften und Relationen zu Elementen des Modells.

Dazu kommen zwei rekursive Prozeduren, die für die Revidierung des Modells notwendig sind: Ist die aktuelle Äußerung für das Modell gültig, wird geprüft, ob das Modell so verändert werden kann, dass es weiterhin mit den vorhergehenden Äußerungen im Einklang steht, aber nicht mehr mit der aktuellen Äußerung. Ist so eine Veränderung nicht möglich, dann ist die aktuelle Äußerung eine valide Schlussfolgerung aus den vorhergehenden. Widerspricht die aktuelle Äußerung dem Modell, wird geprüft, ob das Modell so veränderbar ist, dass es mit den vorhergehenden und der aktuellen Äußerung im Einklang steht. Ist das nicht möglich, widerspricht die aktuelle Aussage den vorhergehenden. (Johnson-Laird 1983:249)

Das Prinzip des Konstruktivismus spielt eine Schlüsselrolle für die Struktur mentaler Modelle: Ein mentales Modell ist aus mehreren Komponenten aufgebaut, die strukturelle Züge des zu repräsentierenden Sachverhalts nachstellen. (Johnson-Laird 1983:398) Johnson-Laird schreibt: "...a constraint on their structure distinguishes them from other forms of representation postulated by other theories of meaning. The constraint derives, in part, from the notion that representations should be economical, and hence that every element in a mental model, including its structural relations, should play a symbolic role." (Johnson-Laird 1983:419) Und außerdem: "Models have a content and form that fits them to their purpose, whether it be to explain, to predict, or to control." (Johnson-Laird 1983:410) Daraufhin stellt er eine Kategorisierung mentaler Modelle in sechs Typen auf: relational, räumlich, temporal, kinematisch, dynamisch und bildhaft oder 2½ dimensional. (Johnson-Laird 1983:422f.)

Die konstituierenden Elemente mentaler Modelle sind untergeordnete Konzepte, womit die Modelle als komplexes Konzept bezeichnet werden können. Johnson-Laird geht von einem Set angeborener Primitiver aus, die sich dadurch auszeichnen, dass sie nicht durch Aufschlüsselung in Einzelkonzepte zu definieren sind. Auf ihnen wurzelt ein Netzwerk semantischer Felder. Jedes Feld besitzt Konzepte mit der Funktion semantischer Operatoren, die es ermöglichen, aus den Primitiven komplexere Konzepte zu konstruieren. (Johnson-Laird 1983:411f.)

Johnson-Laird vertritt eine konstruktivistische Bedeutungstheorie, in der ein Empfänger selbst ausgehend von der empfangenen Äußerung ergänzenden Inhalt zum Verstehen nutzt. Im Gegensatz dazu stehen interpretative Theorien, die von einer vollständigen Verschlüsselung des Inhaltes im Text ausgehen. Der Kontext, der im Verstehensprozess zur Bedeutungskonstruktion mit den Äußerungsinhalten in Beziehung gesetzt werden kann, hat ebenfalls die Form mentaler Modelle. Johnson-Laird: „Meaning, however, is an abstract notion that reflects only what is determined by a knowledge of the language. The

significance of an utterance goes beyond meaning because it depends on recovering referents and some minimal idea of the speakers intentions. The truth conditions of the proposition expressed by a sentence therefore depend on the meaning of the sentence, its context of utterance (represented in the current mental model), and the implicit inferences that it triggers from background knowledge.” (Johnson-Laird 1983:407)

Das von Johnson-Laird für mentale Modelle angenommene Prinzip der Ökonomie besagt, dass ein Sachverhalt von einem einzigen Modell repräsentiert wird. (Johnson-Laird 1983:408) Ausgehend von der Möglichkeit zur Integration mehrerer Modelle in ein einziges kann man sagen, dass beim Textverstehen der Verstehende bestrebt ist, ein Set von Äußerungen möglichst in einem Modell und damit als einen einzigen Sachverhalt zu verstehen. Ein Modell, das bestrebt ist, alle Sachverhalte des Diskurses zu repräsentieren, wird als Diskursmodell bezeichnet. “Utterances need seldom be more than clues about how to change a discourse model. A discourse model is a surrogate for reality. Indeed it is sometimes convenient to speak as if language were used to talk about discourse models rather than the world.” (Johnson-Laird 1983:385)

Ist ein Diskurs kohärent, dann ist es möglich, ein einziges mentales Modell davon zu erstellen. Jeder Satz, explizit oder implizit, muss ein Element referieren, das auch in einem anderen Satz vorkommt, und auf eine Weise, die den übrigen Äußerungsinhalten nicht widerspricht. Damit können alle Inhalte und Einzelmodelle verknüpft und ineinander integriert werden. Kohärenz ermöglicht es, aus Äußerungen erstellte Propositionen zu verknüpfen und aus ihnen ein Modell bilden. (Johnson-Laird 1983:370)

Modelle können in übergeordnete Modelle eingebettet werden. Dann können modale Relationen wie Glauben oder Wünschen als Relation zwischen dem Besitzer des Modells und dem Modell repräsentiert werden. So ist es möglich, auch Wünsche und Vorstellungen anderer Personen zu repräsentieren, wofür die Repräsentation des anderen Individuums in Relation mit ihm zugeschriebenen Inhalten in Beziehung gebracht wird. Diese Funktionen ermöglichen sprachliche Pragmatik. (Johnson-Laird 1983:430ff.)

1.2.6 Die Pariser Schule

Die Sinntheorie Danica Seleskovičs ist neben Otto Kades Translationstheorie eine der ersten wissenschaftlichen Arbeiten, die das Dolmetschen zum Gegenstand haben. Hauptaussage der Sinntheorie ist, dass Verstehen beim Dolmetschen praktisch immer als Deverbalisierung geschieht. Die AT-Zeichen werden in Sinn umgesetzt, der dann als Grundlage für die Produktion des ZT dient. Direkte Äquivalenz hat in der Sinntheorie nur für die sehr begrenzten Felder der Fachterminologie, der Internationalismen und der Eigennamen einen Platz.

Marianne Lederer gibt eine Darstellung der Theoriebasis der Pariser Schule, die um die

Deverbalisierung nach Seleskovič angelegt ist. Wörter werden rezipiert, der Sinn wird erfasst und memoriert, wonach die Wörter vergessen werden sollen. Ihr Modell zeichnet sich ebenfalls durch enorme Höherbewertung der Deverbalisierung gegenüber der Erfassung von Wortlaut als Ausgangsmaterial für Translation aus. (Lederer 1994:22)

Der Sinn wird dabei folgendermaßen beschrieben: „Le sens d'une phrase c'est ce qu'un auteur veut délibérément exprimer, ce n'est pas la raison pour laquelle il parle, les causes ou les conséquences de ce qu'il dit. Le sens ne se confond pas avec des mobiles ou des intentions. Le traducteur qui se ferait exégète, l'interpreteur qui se ferait herméneute transgresseraient les limites de leurs fonctions.“ (Lederer 1994:25)

Die Betonung der Umsetzung semantisch-lexikalischen Materials in andere mentale Formen legte einen Grundstein, für die spätere Einbeziehung kognitiver Modelle in die Erklärung des Dolmetschens. Gile kritisiert allerdings den introspektiven Charakter der Methoden der Sinntheoretiker wie auch die unscharfe Definition des Sinnbegriffs. (Gile 1995:259f.)

1.2.9 Informationsverarbeitungsmodelle des Simultandolmetschens

Ein wichtiger Schritt zur weiteren Erklärung des Dolmetschens wurde getan, als Moser und Gerver die ersten Prozessmodelle des Simultandolmetschens erarbeiteten und dabei von der bei forschenden Translatoren häufig vorherrschenden introspektiven Methode Abstand nahmen. Informationsverarbeitungsmodelle, wie sie vor allem für das Simultandolmetschen erstellt wurden, haben ihre Grundlage wesentlich mehr, als die linguistisch und semiotisch orientierte Übersetzungswissenschaft in Psycholinguistik und Kognitionspsychologie.

Gerver nimmt an, dass die Umsetzung verbalen Inhalts in Konzeptform nötig ist, da textinterne Inhalte mit textexternen Faktoren interagieren und für die Interaktion ein gemeinsames Format gebraucht wird. Die empirisch belegte Nutzung von direkter Äquivalenz für die Translation wäre damit ein Sonderfall, eine teilweise mögliche Abkürzung des üblichen Weges. (Setton 2003:39ff.)

In Barbara Mosers Modell geschieht Sprachverstehen über die Stufen Merkmalsdetektion, präkategorialer auditiver Speicher, Merkmalssynthese und Konzeptualisierung. Die Konzepte werden anhand Kontext und Situation überarbeitet. Doch sie sind auch zu diesem Zeitpunkt noch an die verbale Oberflächenstruktur gebunden, die durch Wiederholung aktiv gehalten werden kann. (Kalina 1998:75)

In einer Überarbeitung eines Modells von Massaro, das schon Moser als Grundlage gedient hat, wird ein konnektionistischer Standpunkt eingenommen. Eine zentrale Rolle beim Verstehen spielt die Pattern-Erkennung innerhalb eines neuralen Netzwerks semantischer Information. Bottom-up-Prozesse vom sensorischen Input aus und Top-Down-Prozesse vom Vorwissen aus ergänzen sich zur Erkennung des Sinns einer Mitteilung. Die sich daraus ergebenden Wahrscheinlichkeitswerte dienen schließlich zur Auswahl aus den zur

Verfügung stehenden Alternativen, wonach das Verstehensergebnis bereit steht. (Setton 2003:42)

1.2.8 Lexem-Konzept-Relation

Anne De Groot unterscheidet sechs Mikromodelle für die Relation von Konzepten zu Muttersprache und Fremdsprachen. Dabei werden jeweils verschiedenartige Beziehungen zwischen den Speicherebenen der Wortform und der Konzeptform angenommen. De Groot stellt die Hypothese auf, dass sich Eigenheiten der Verarbeitung bestimmter Wörter bei Bilingualen mit einer spezifischen bilingualen Speicherung erklären lassen.

Die folgenden Fälle beschreiben Möglichkeiten der Speicherung und den Weg der Aktivierung beim Verstehen:

1. L1 (Muttersprache) korreliert mit Konzepten, L2 (Fremdsprache) wird nur durch Äquivalenzbeziehungen über L1 mit Konzepten verbunden.
2. L1 und L2 korrelieren jeweils eigenständig mit den selben Konzepten.
3. L1 und L2 korrelieren jeweils mit Konzepten, wobei alle L auch über Äquivalenzbeziehungen direkt miteinander in Beziehung stehen.
4. Dieser Fall ist dem dritten gleich, außer, dass die Beziehungen L1-->L2 und L2->Konzept schwächer sind
5. L1 korreliert mit Konzeptmenge 1 und L2 mit Konzeptmenge 2, die L sind über Äquivalenzbeziehungen verbunden
6. Der sechste Fall ähnelt dem dritten, aber die Konzepte sind in verschiedenen Speicherorten für je einen Bedeutungsaspekt gespeichert

(de Groot 1997:35f.)

Einige Speicherungsarten sind für bestimmte Typen verbaler Zeichen wahrscheinlicher, als andere, doch nicht zwingend. So stellt De Groot die These auf, dass konkrete Ausdrücke meist in Form (3) gespeichert sind, also in einem Konzept, das mit Ausdrücken beider Sprachen in Beziehung steht. Abstrakte Ausdrücke dagegen wären häufiger in Form (5) gespeichert, so dass jede Sprache ein eigenes Konzept besitzt, die über Äquivalenzbeziehungen in Beziehung gebracht werden. (de Groot 1997:37)

Fall (2) ist derjenige, den Vertreter von Theorien konzeptgeleiteter Translation wie

Seleskoviè's Sinntheorie als dominant, wenn nicht als allein gültig erachten. Dagegen lässt die Theorie der Wortäquivalenz als Basis für Translation viel Spielraum für verschiedene Beziehungen zwischen Wortform und Konzept. Die Speicherungsart gibt nach De Groot vor, ob konzeptgeleitete, formgeleitete Translation oder beide Wege möglich und günstig sind. (de Groot 1997:37)

1.2.9 Verstehenstiefen

Wladimir Kutz gibt im Rahmen des Leipziger Kompetenzmodells eine Reihe von Verstehenstiefen an, in denen sich der schrittweise Prozess der Konzeptualisierung widerspiegelt. Die Verstehenstiefen betrachten die Entwicklung der Verstehensprodukte nicht vom Standpunkt der psycholinguistischen Beschreibung mentaler Repräsentation oder der sie formenden Prozesse. Vielmehr beschreiben sie, wie die Verstehensprodukte fortschreitend an Tiefe und damit kumulativ an Wert für die Kommunikation gewinnen. Diese Wertorientierung ist vor allem aus der Sicht der Dolmetschwissenschaft eine wichtige Ergänzung form- und prozessorientierter Ansätze.

1. Stufe: Fragmentarisches Verstehen

Verarbeitung nur von allgemeinsprachlichen und metakommunikativen Äußerungen

2. Stufe: Semantisches Verstehen

lokales Verstehen der semantischen Oberflächenstruktur einer Äußerung

3. Stufe: Verarbeitung des versprachlichten Inhalts

Aktivierung konzeptgebundenen Wissens in Geschehenstypen (Frames, Skripte, usw.)

Beginn der Entstehung eines konzeptuellen Substrats mit illokutiver Struktur

4. Stufe: Erschließung des kommunikativen Sinns

Verstehen des nicht notwendigerweise expliziten kommunikativen Ziels des Senders unter Berücksichtigung der Situation

5. Stufe: Erkennung des Instruments

Erkennung des Sprechakttyps, des sprachlichen Mittels zur Realisierung des Zieles

6. Stufe: Erschließung des Motivs

Erkennen der nie expliziten Motivation des Sprechers durch Inferenzziehung

7. Stufe: Wertung

Beurteilung der Mittel zur Erreichung des Zieles, der Angemessenheit und der Wahrscheinlichkeit des Gelingens der Diskursäußerung

8. Stufe: Antizipation

Vorgelagertes Erkennen in Annahmeform von Reaktionen des Empfängers und weiterem Verlauf und Ergebnis des Diskurses

Besonderes Gewicht verleiht Kutz der dritten Verstehenstiefe, die den Beginn der Konzeptualisierung und der Entstehung eines konzeptuellen Substrates markiert. Das Erreichen dieser Verstehenstiefe ist für den Dolmetscher unerlässlich, ohne sie ist das Verstehen ungenügend. Tiefergehendes Verstehen ist anzustreben, das Erreichen der letzten Verstehenstiefe für jede Äußerung ist der Idealfall, dessen Erreichen für jede Äußerung aber aus Gründen der Verarbeitungskapazität unrealistisch ist. Doch bringt das Erreichen einer weitergehenden Verstehenstiefe dem Dolmetscher wichtige Vorteile sowohl für die Qualität der Verdolmetschung als auch für die Einsparung von Verarbeitungslast. (Kutz 2005c:12)

1.2.10 Die konzeptuelle Gliederung

Ein Text ist im Normalfall keine chaotisch-unmotivierte Abfolge von Äußerungen und ihren Elementen. Textinhalte sind vielmehr strukturiert, geordnet, die Gedanken des Rezipienten werden geführt. Ausgehend von Beschreibungsansätzen wie Kohärenz, Thema-Rhema-Progression, Schemata und propositionaler Struktur bietet Wladimir Kutz ein dolmetschspezifisches Modell thematisch-logischer Ordnungen von Texten, die er als kognitive Gliederung des Originals bezeichnet. Er spricht dabei von „einer professionellen Wahrnehmung der kognitiven Informationsstruktur des Diskurses“ als Teilprozess dolmetschspezifischer Rezeption. (Kutz: Kognitive Gliederung:1)

Äußerungsinhalte werden nach van Dijk durch Makroregeln in Propositionsform komprimiert. Die Rezeption erhält eine funktional-zielorientierte Ausrichtung entsprechend des Schema-Begriffes bei Kintsch und des sprechhandlungstheoretischen Ansatzes nach Viehweger. Außerdem bezieht Kutz Verstehensfaktoren nach Groeben ein, entsprechend denen durch Strukturierung, Arrangement und Markierung des Inhalts die Verständlichkeit eines Textes bewusst beeinflusst werden kann. Kutz beschreibt die kognitive Gliederung von Textabschnitten als Zusammenspiel von Gesetzmäßigkeiten der Verteilung, Explizität und

Kohärenz von Information. Das heißt, der sequentiellen Anordnung im Text, der Klarheit der Versprachlichung und der logischen Verknüpfung von Einzelinformationen. (Kutz: Kognitive Gliederung:3ff.)

Die Elemente einer kognitiven Gliederung auf Textebene können in Einführungs- und Basissachverhalte unterschieden werden, die weiterhin durch Entfaltungen und logisch-semantic Relationen zwischen Sachverhalten und ihren Elementen ergänzt werden. Ihnen stehen auf konzeptueller Ebene Schlüsselkonzepte gegenüber. Der Einführungssachverhalt entspricht dem übergeordneten Thema eines Textabschnittes, der Basissachverhalt demgegenüber der zentralen Aussage. Diese werden erweitert und expliziert durch Entfaltungen und verknüpft und in Beziehung gesetzt durch logische Relationen. (Kutz: Kognitive Gliederung:8ff.) Damit bietet Kutz dem Verstehenden ein einfaches, aber wirkungsvolles Besteck von Kategorien, das Wahrnehmung und Beschreibung der logisch-informativen Struktur eines Textabschnittes ermöglicht.

Schlüsselkonzepte stellen konzeptgebundenes Wissen bereit, mit dem die Basissachverhalte thematisch gefüllt werden. (Kutz: Kognitive Gliederung:12) Zur Beschreibung eines Schlüsselkonzepts nutzt Kutz das begriffliche Inventar von Frame, Skript und Schema. Er schlägt für die Einheiten konzeptgebundenen Wissens als einleuchtenden, übergreifenden Terminus den sogenannten Sachverhaltstyp vor. Er betont die Unterscheidung zwischen der Existenzform als unaktiviertes Wissen und als aktiviertes Konzept im Diskurs: der potentielle Type mit unausgefüllten Belegungsstellen im Langzeitgedächtnis steht dem aktivierten Token gegenüber, dessen Slots im Diskurs mit konkreten Werten belegt sind. (Kutz: Kognitive Gliederung:17) Dabei ist es für die kognitive Gliederung von Bedeutung, sich über die Beziehungen von Belegungsstellen eines Schlüsselkonzepts im Klaren zu sein, da sie sich häufig versprachlicht im Text wiederfinden. Anhand eines auf dem einmal erkannten Schlüsselkonzept aufbauenden Rasters wird somit Top-Down das Textverstehen durch eine voraktivierte Struktur unterstützt. (Kutz: Kognitive Gliederung:17f.)

Während die Wichtigkeit der den semantischen Inhalt tragenden Sachverhalte nicht erläutert werden muss, wird die Bedeutung der Relationen besonders herausgestellt. Logische Kohärenzbrücken zwischen isolierten Inhalten, die in einem Ausgangstext nicht notwendigerweise versprachlicht sein müssen, sind unabdingbar, um die Rolle eines Sachverhaltes bezüglich der anderen richtig zu erkennen, um ein kohärentes und korrektes Textverständnis zu erreichen. Obwohl die Erkennung logischer Verknüpfungen für den professionellen Dolmetscher als weitgehend automatisiert angenommen wird, sind mit ihr doch Probleme verbunden, die es nötig machen, besondere Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Zuerst sind solche Relationen unverzichtbare Elemente der mentalen Repräsentation, eines

Textes, da sie Argumente miteinander zu einem sinnvollen, kohärenten Ganzen verknüpfen. Weiterhin ist es möglich, mit dem Bezugsbereich der Relationen mentale Repräsentation in verschiedenen Ebenen anzusetzen. „Die Feinauflösungsstufe unserer Rezeption, ihr Raster, ist dann unterschiedlich weit eingestellt. Mal will man die Logik des ganzen Beitrags anhand der Teilthemen erfassen, die aus den Zwischenüberschriften ersichtlich sind, mal interessiert uns die Logik einzelner mit Absätzen vergleichbarer Gedanken, mal die der Sätze, der Gedankenführung.“ (Kutz: Kognitive Gliederung:11)

Kutz definiert als verschiedene Feinauflösungsstufen des Textverstehens Makro-, Medio- und Mikrorelationen. Die ersten entsprechen Beziehungen zwischen Diskursblöcken oder auf kognitiver Ebene der Verkettung der Schlüsselkonzepte eines Textes oder einer großen Textpassage, die besonders beim Konsektivdolmetschen von Bedeutung ist. Makrorelationen ermöglichen den sofortigen, durch Annahmen gestützten Überblick über die gesamte Redehandlung im Diskurs. Antizipation wird dadurch entscheidend erleichtert. Auf dieser Stufe ist die Superstruktur anzusiedeln, die einem prototypischen Raster eines bestimmten Redetyps oder einer Redehandlung in einer bestimmten Kommunikationssituation entspricht. Mediorelationen setzen Gedanken einer komplexen Redeeinheit, zum Beispiel einer Geschichte, kohärent miteinander in Beziehung. Sie sind für das Verständnis von Argumentationen und kausalen Zusammenhängen unerlässlich, was in die allermeisten Redehandlungen ein unverzichtbarer Verstehensschritt ist. Die Thema-Rhema-Progression findet größtenteils auf dieser Stufe statt. Aus der durch Relationen entstandenen Sachverhaltsstruktur einer Textpassage kann eine einfache, redundanzfreie Gesamtaussage synthetisiert werden. Und schließlich setzen Mikrorelationen Argumente eines Satzes miteinander kohärent in Beziehung, worauf die Erkennung des Sinnes der aktuellen Äußerung basiert. (Kutz: Kognitive Gliederung:11ff.)

Anhand dieses Beschreibungsinstrumentariums erstellt Kutz eine Typologie der kognitiven Gliederung in vier Grundstrukturtypen, die er weiter in sieben ausbildungsrelevante Strukturtypen ausarbeitet. (Kutz: Kognitive Gliederung:22) Damit liefert er eine Basis für die Aneignung und Übung von Kompetenz im Erkennen der kognitiven Gliederung.

Da die kognitive Gliederung auf das Erkennen von Basissachverhalten und Schlüsselkonzepten angewiesen ist, hat besondere Bedeutung außerdem die Frage, was ein Inhaltselement, ein Konzept, zum Schlüsselkonzept macht. Anhand der Thema-Rhema-Progressionen und der Eigenschaften Inkludiertheit und Thematizität von Äußerungen stellt Kutz Untersuchungen zur Diskurswertigkeit von Inhaltselementen an. Dazu unterscheidet er vier Kategorien für Elemente der mediorelationellen Strukturebene: (1) Initiierung von Rhemata, (2) völlig inkludierter und (3) partiell inkludierter Inhalt sowie (4) Konsequenzen und Konklusionen. Diese Kategorien liegen einer Analyse der Diskurswertigkeit zu Grunde. Die makrorelationelle Ebene dient dabei als übergeordneter, ordnender Rahmen. Anhand

der vier Kategorien trifft Kutz eine Unterteilung in Diskurswertigkeitsklassen A, B und C, von denen A die höchste ist, deren Elemente obligatorisch wiederversprachlicht werden müssen, während die Elemente der niedrigsten Stufe C als Ausgangspunkt für Kompressionen dienen können. (Kutz 1988:162ff.)

Eine besonders hohe Diskurswertigkeit ordnet Kutz dabei der vierten Kategorie zu. Konsequenzen und Konklusionen zeichnen sich zum einen durch sehr geringe Inkludiertheit und Inferierbarkeit aus. Noch bedeutender für die Diskurswertigkeit dieser Elemente ist aber ihre Verbindung zum Charakter von Texten im Diskurs als Handlung oder als Problemlösungsfall. Kutz schreibt: „Die KONKLUSION bzw. Konsequenz ist in jeder Diskurs-Einheit die konzentrierte Manifestation des RESULTATS einer Teil-Problemlösung, des intendierten Ziels, dessentwegen eben s o auch kommuniziert wird“. (Kutz 1988:164) Das Element Konklusion steht demnach direkt mit dem pragmatischen Aspekt von Kommunikation, mit den Intentionen und Erwartungen der Kommunikationspartner in Verbindung. Damit ist erstens ein wichtiger Anhaltspunkt für die Feststellung der Diskurswertigkeit von Inhaltselementen, das heißt für die Erkennung von Basissachverhalten und die Auslösung von Schlüsselementen gefunden. Zweitens ist die Verbindung der Diskurswertigkeit mit Intention und Erwartung von großer Bedeutung, weil Kutz dadurch Diskurswertigkeit nicht als absolute Größe sondern in Abhängigkeit vom Diskursfaktor Intentionalität beschreibt. In einfachen Worten extrem zugespitzt heißt das: Je nachdem, was ein Hörer von einem Text erwartet, was er sucht, können verschiedene Elemente zu Basissachverhalten werden und das Verstehensergebnis kann ein völlig anderes sein. Kutz gibt eine Reihe von konkreten und praktischen Aufmerksamkeitsstrategien zur Identifikation von Basissachverhalten an:

Äußere Strategien:

- explizite Hinweise im Text

- Besonderheiten in der Verbalisierung, z.B. stilistisch-pragmatische Auffälligkeiten oder besondere Exemplifizierung

- prosodische und parasprachliche Signalisierung

- Reaktionen des Publikums

Innere Strategien: logisches Schließen und Inferenz

- kommunikative Konventionen, z.B. Frage-Antwort-Relationen, logischer Schlusssatz oder Weiterführung eines Einführungssachverhalts

- Inklusion, d.h. Reduzierbarkeit auf einen Begriff, auf ein Schlüsselkonzept

- Belegung einer situationellen oder makrostrukturellen Erwartungsstelle, z.B. Lösungsvorschlag nach Problemschilderung, Dankformel am Redeende

Einbindung in eine Sprachhandlungseinheit, z.B. Aufforderung.
(Kutz 2005d:11)

1.2.11 Robin Settons kognitiv pragmatisches SD-Modell

Ein detailliertes Modell des Simultandolmetschens, das auf kognitive und pragmatische Positionen aufbaut ist das Modell Robin Settons. Er geht davon aus, dass schon der AT selbst neben semantischem Inhalt eine große Menge pragmatischer Information enthält, so dass neben außertextlichem Situationswissen der Text selbst einen wichtigen Träger von Pragmatik darstellt. (Setton 1999:XI-XII)

Besondere Beachtung schenkt der Autor Inferenzen beim SD. Mit Keenan sagt er: „languages encode different aspects of meaning and leave different parts to inference from extralinguistic sources.“ (Setton 1999:4) Den Wechselwirkungen zwischen expliziter semantischer Bedeutung und inferierter Information aus extralinguistischen, pragmatischen Quellen, gilt sein besonderes Interesse. Schwierig, wenn nicht unmöglich, ist dabei die strenge Unterscheidung zwischen Inferenzen, die vom Sender intentional hervorgerufen werden und anderen, die durch die Äußerung zufällig, empfängerbedingt entstehen. (Setton 1999:58)

Ein Text im Diskurs hat nach Settons Modell verschiedene Formen von Inhalt: Erstens Entitäten, die Frames aktivieren. Zweitens Propositionen, deren Inhalt von der reinen Existenz von Entitäten bis zu komplexen Beziehungen zwischen ihnen reichen kann, wodurch zum einen der Gesamttext an Inhalt gewinnt und zum anderen die einzelnen Frames intern strukturiert werden. Und drittens Ausrichtung und Intention: Propositionen und Einstellungen, im Text enkodiert oder durch den Text ausgelöst, erregen die Aufmerksamkeit des Empfängers. Das geschieht auf verschiedene Weise und in verschiedener Stärke, von der direkten Aussage oder Frage bis zur zarten Implikation. (Setton 1999:20)

Setton gibt eine Reihe von Quellen für Input an, von denen die wichtigste der Sender ist. Der vom Sender produzierte Phonemstrom wird in Worte aufgeteilt, die vom Parser in einzelne Ausdrücke gruppiert werden. Dazu geben Prosodie und Artikulation wichtige Hinweise. Außerdem tragen diese auch pragmatische Information, die zur semantisch-syntaktischen ergänzend hinzukommt. Nonverbale Zeichen, Mimik und Gestik, vervollständigen den Zeichenstrom von Seiten des Senders. Weiterhin kommt Input aus der Umgebung. Ein Blick in den Saal kann so über vieles Aufschluss geben. Außerdem ist das Konzeptwissen des Translators ständig verfügbar. (Setton 1999:71ff.)

In der Zuordnung von Referenz zu einer Äußerung werden zwei Stufen unterschieden. Ein Wort besitzt eine semantische Repräsentation, die allein auf syntaktischer und semantischer Information beruht, die durch die Wortform im mentalen Lexikon aufgerufen wird. Das ist die üblichste Bedeutung des Wortes. Diese einfachen Bedeutungen referieren nur sehr begrenzt

die Inhalte, die der Sender übermitteln will.

Schon im Stadium der Worterkennung werden bottom-up-Prozesse durch top-down-Prozesse ergänzt. Schon für die Erkennung einzelner Wörter im akustisch-phonetischen Input wirkt neben dem mentalen Lexikon textuelles wie auch situatives Kontextwissen, das den Prozess entscheidend intensivieren kann. Dadurch kann, wie Testergebnisse zeigen, ein Wort erkannt werden, bevor alle Silben ausgesprochen sind, und es kann häufig vorzeitig klar von allen anderen Möglichkeiten mit demselben Wortanfang unterschieden werden. (Setton 1999:75)

Im mehrsprachigen Lexikon im Langzeitgedächtnis sind Wörter und Phrasen mit Einträgen in verschiedenen Ebenen gespeichert. Setton führt die semantisch-konzeptuelle und die syntaktisch-grammatische Ebene an, weiterhin die morphologische, phonologische und orthographische, wobei für ein Item in jeder Ebene ein repräsentativer Eintrag existiert. Diese Ebenen stehen miteinander in Beziehung, außerdem können Items über semantische Felder, Herleitungsbeziehungen und Ähnlichkeiten auf verschiedenen Ebenen miteinander in Verbindung stehen. Dadurch können ungewollte Verknüpfungen zu Einträgen einer gerade nicht benutzten Sprache für Dolmetscher störend wirken. (Setton 1999:76)

Die semantische Ebene ist, wie Setton es beschreibt, verhandelbar. Das erste Bedeutungsangebot ist die üblichste Bedeutung des lexikalischen Eintrags, die aber durch Kontexteinwirkung schnell verworfen und durch eine andere ersetzt werden kann. (Setton 1999:77)

Der wichtigste und zugleich am schwersten fassbare Schritt für das Verstehen ist der Übergang von lexikalischer zu semantischer Bedeutung, in Settons Modell der Schritt vom Parser zum Assembler. Als besonders schwierig erweist sich die Abgrenzung von semantischer Verarbeitung vor und nach Einwirkung von außersprachlichem, kontextuellen Wissen.

Als Zwischenschritt führt Setton hier die thematische Struktur an. Die Erwartung einer thematischen Struktur ermöglicht es, Funktion und Beziehungen von Teilen einer Aussage zu bestimmen, so dass anhand eines Grundmodells effektiv einfache Propositionen gebildet und verfeinert werden können. Diese Annahme einer Zusammenwirkung von syntaktischer und semantischer Information zur Bedeutungsbildung gründet sich in erster Linie auf die Arbeiten von Kintsch und van Dijk. Die Bildung solcher Propositionen aus erkannten Lexemen und Morphemen geschieht im Assembler. Gleichzeitig aktivieren die erkannten Worte Frames, die als Grundlage der Anreicherung und Verfeinerung der im Assembler gebildeten Propositionen dienen. (Setton 1999:77ff.)

Setton geht auf die Möglichkeit ein, den Translationsprozess abzukürzen und ohne Konzeptverstehen ein als Äquivalent geltendes Item der ZS als Translat für ein AS-Segment auszuwählen. Diese Möglichkeit bezeichnet Setton klar als Sonderfall, der nur

vergleichsweise selten zu einem gewünschten Ergebnis führt, aber durchaus nützlich sein kann. (Setton 1999:78)

Setton nimmt an, dass der Translator ein mentales Modell des Diskurses aufbaut, das mit dem folgenden verbalen Input interagiert. Teil dieses Situationsmodells können Annahmen über Intention, Vorwissen ect. von Sender und Empfänger sein. Das setzt den Translator in die Lage, die individuellen pragmatischen Faktoren der Kommunikationspartner in den Verstehensprozess einzubeziehen. (Setton 1999:5)

Während des Verstehens wird dieses Diskursmodell ständig aktualisiert. Alle Entitäten, Beziehungen und Propositionen, explizite wie implizite, die für den Diskurs relevant sind, können in das Modell integriert werden. Die Inhalte und Komplexität des mentalen Modells werden durch die Fähigkeit des Rezipienten zur Konzeptualisierung begrenzt und basieren auf dem persönlichen, verfügbaren Vorrat von Erfahrungen. (Setton 1999:86)

Den Inhalt des Diskursmodells und der anderen am Verstehensprozess beteiligten komplexen Konzepte beschreibt Setton mit der Formel {PA {epr}}. PA (propositional attitude) steht für die Einstellung der Person zu dem gedachte Inhalt (Annahme, Wunsch, Hoffnung etc.). Der eigentliche Inhalt besteht aus Entitäten und/oder Eigenschaften und/oder Beziehungen in beliebiger Kombination unter illukotiver Kraft. (Setton 1999: 89 und 199ff.)

1.3 Wissen und Kontext

In den vorangegangenen Abschnitten zeigte sich schon, dass neben dem aktuell rezipierten AT-Segment auch andere Quellen an der Konstruktion von Verstehensprodukten beteiligt sind. Diese enthalten meist wesentlich mehr Information, als die Lexeme, die es auslösen. Doch obwohl Konzeptualisierung ohne top-down-Verarbeitung schwerlich erklärbar ist und dem Kontext bei Nida und Kade schon eine bedeutende Rolle zugebilligt wurde, brauchte es eine pragmatische Wende, um den Fokus der Untersuchungen direkt auf die Wechselwirkungen von textexterner Information mit dem Textverstehen zu lenken.

In Settons SD-Modell sind die Produkte des Parsers zunächst nur grobe Repräsentationen der Äußerung, die zu einem elaborierten Modell verarbeitet werden. Dieses durchläuft zwei Phasen der Anreicherung. In der ersten Anreicherungsphase, die er *primary pragmatic processing* nennt, werden die noch recht allgemeinen, aus semantischer Information erstellten, komplexen Repräsentationen um spezifischere Referenzen erweitert. Für Propositionen mit unklarer Referenz wird sie sobald es das Diskursmodell ermöglicht zugeordnet. In der zweiten Phase, auf die in 1.5 eingegangen wird, werden pragmatische Informationen genutzt, um auf Intentionen und Einstellungen des Senders zu schließen. (Setton 1999:81 und 179)

Der Kontext ist die Quelle für die Anreicherung konzeptuellen Inhalts. Robin Setton trifft mit Brown und Yule die Unterscheidung in textuellen und situativen Kontext oder Kotext und

Kontext. Ersterer entspricht der linguistischen Definition als textuelle Umgebung der aktuell zu verarbeitenden Einheit. Letzterer steht für das relevante Wissen des Rezipienten, das aus Situation, Fachkenntnis und Welterfahrung stammt. (Setton 1999:XI-XII)

Die Kohäsion eines Textes bewirkt, dass seine Segmente Kontext füreinander sind. Bei Sperber und Wilson heißt es: „each new experience adds to the range of potential contexts. It does so crucially in utterance interpretation, since the context used in interpreting a given utterance generally contains information derived from immediately preceding utterances.“ (Sperber / Wilson 2004:15f.)

1.3.1 Pronomen und Deixis

Eine einfache Form der Klärung von Referenz durch Kontext ist das Verstehen von Pronomen. Es ist eine Binsenweisheit, dass anaphorische und kataphorische Äußerungen nur zu verstehen sind, wenn der koreferierte Textteil zur Verfügung steht. Wichtiger ist, dass dafür die mental in Propositionen repräsentierte Oberflächenstruktur nicht so schnell vergessen werden darf, wie es die Sinntheorie verlangt. (Johnson-Laird 1983:394) Genauso wichtig ist der Kontext, wenn Textelemente paraphrasiert wiederkehren. Bei thematischen Wiedererwähnungen haben im Kontext alle Paraphrasenvarianten eine einzige, konstante Referenz. (Brown / Yule 1983:27)

Auch deiktische Information wird in dieser Phase mit Referenz versehen, wobei hier teilweise der Situationskontext auf gleiche Weise wie der textuelle Kontext zur Erstellung eines möglichst starken und korrekten Modell des Diskurses wirkt. (60:50ff.) Untersuchungen Johnson-Lairds zu *spatial models* geben Auskunft darüber, wie aus der semantischen Oberflächenstruktur schrittweise die Referenzen von Äußerungselementen aufgeklärt und verstanden werden, wodurch dann aus den gebildeten Propositionen ein Modell räumlicher Verhältnisse gebildet werden kann. (Johnson-Laird 1983:160ff.)

1.3.2 Ambiguität und Polysemie

Der Kontext wird zur Referenzzuordnung herangezogen, wenn für eine Äußerung verschiedene Extensionen möglich sind, aber nicht klar ist, welche aus einer Menge von möglichen gewählt werden muss. Mehrdeutigkeit und Polysemie sind zwei der größten Verstehensprobleme, durch die, wie Setton schreibt, die Semantik eines Wortes „verhandelbar“ wird.

In der Textwelt bei De Beaugrande und Dressler, die entsprechend Settons Modell im Diskursmodell repräsentiert ist, dürfen die Konzepte und ihre Relationen nicht widersprüchlich sein oder dem Weltwissen des Rezipienten in gravierender Weise widersprechen. Sinnkonstanz ist für Kohärenz unerlässlich. So sind fiktive Textwelten möglich, die dem Wissen über die Wirklichkeit zuwiderlaufen, natürlich möglich, aber das

Verstehen wird erschwert. (de Beaugrande / Dressler 1981:88)

Der vorhergegangene Text wirkt einengend auf die möglichen Referenzen einer Äußerung. (Brown / Yule 1983:48) Gemäß dem *principle of local interpretation* wird bei mehreren möglichen Referenzen die nächstliegende gewählt. Der in Betracht zu ziehende Kontext wird so klein und überschaubar gehalten, wie möglich, das heißt, neues Konzeptwissen wird erst aktiviert, wenn der bereits aktive Vorrat nicht zur Klärung ausreicht. (Brown / Yule 1983:59) Der textuelle Kontext ist besonders stark an der Revidierung und Erweiterung des Diskursmodells beteiligt, da er die Textwelt direkt formt und Hypothesen über sie stützt oder entkräftet. (Brown / Yule 1983:48)

1.3.3 Individuelle Referenzen

Die Aktivierung von Repräsentationsstrukturen durch einzelne Lexeme einer Äußerung, wie es die verschiedenen Theorien komplexer Konzepte beschreiben, bewirkt die Anreicherung des Diskursmodells mit im Text nicht explizit enthaltenem Wissen. Komplexe Konzepte werden vollständig in das Diskursmodell integriert und mit ihnen enorme Mengen impliziter Information.

Komplexe Konzeptstrukturen wie Frames oder Skripte sind von Sprecher zu Sprecher und von Situation zu Situation nicht völlig konstant. Slots können von Sender und Empfänger bewusst oder unbewusst verschieden belegt werden und im Diskursverlauf können dadurch Widersprüche entstehen. Diese können durch Klärung der Referenz anhand der Information aus dem Textkontext in rekursiven Prozeduren ausgeräumt werden.

Brown und Yule betonen „the notion of 'identifying the speaker's intended referent' which is of crucial importance in any consideration of the interpretation of referring expressions in discourse. Despite the fact that, in some analyses, the idea is put forward that some linguistic expressions have unique and independent reference, we shall insist that, whatever the form of the referring expression, its referential function depends on the speaker's intention on the particular occasion of use.“ (Brown / Yule 1983:205ff.)

Der Sprecher ist häufig teilweise in der Lage, solche Effekte vorrauszusehen und auszugleichen. Dazu stellt er bewusst notwendigen Kontext bereit, der die Konzepte des Hörers auf gewünschte Weise steuert. (Brown / Yule 1983:207)

1.3.4 Konzeptwissen

Wissen, gespeichert in stabilen komplexen Konzepten im Langzeitgedächtnis spielt für das Sprachverstehen in der Phase der Anreicherung eine besondere Rolle. Außertextliches Wissen kann in das Diskursmodell bzw. ein in der Aktivierung oder Konstruktion befindliches komplexes Konzept Eingang finden, wenn es durch gemeinsame, referierte Elemente aktiviert wird und gemäß dem *principle of local interpretation* für den Rezipienten relevant

ist. Anschaulich ist dieser Prozess bei Schank und Abelson für die Skriptaktivierung beschrieben. (Abelson / Schank 1977:46ff.)

Lederer definiert in ihrem SD-Modell die Konzeptualisierung als kontinuierliche Verknüpfung von Sprachinput mit Gedächtnisinhalten. (Setton 2003:52) Ihre Definition von Hintergrundwissen umfasst auch Wissen über die Situation, die Kultur und den Kontext. (Lederer 1990:53)

1.4 Wissen und Pragmatik

Die Pragmatik ist nach Morris die Dimension der Zeichenwirkung, in der die Beziehungen Zeichen und ihren Verwendern liegen. Allein durch den Einfluss des Faktors Person wird daraufhin eine so große Bandbreite von Phänomenen als pragmatisch bezeichnet, dass es schwierig ist, das Gebiet zum Beispiel von der Semantik zu trennen. Mit den situated models (siehe 1.4.2) bezeichnen demnach auch Rickheit und Strohner die Grenze zwischen den beiden Feldern als überwunden.

Dennoch dürfen die pragmatischen Aspekte des Faktors Mensch bei der Sprachverwendung nicht vernachlässigt werden. Die Pragmatik fragt danach, wie sich verstandener Inhalt auf die beteiligten Personen auswirkt. Da es sich dabei prinzipiell um gewollt ausgelöste Auswirkungen handelt, müssen pragmatische Fragestellungen Sprachgebrauch als Handlung untersuchen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der einer Handlung zu Grunde liegenden Intention.

Die Intention des Sprechers ist dem Rezipienten in erster Linie anhand von Hinweisen aus dem Situationskontext zugänglich. Es ist möglich zum Beispiel in Modalkonstruktionen eine Sprecherintention zu explizieren. Da solche Quellen aber eher die Ausnahme sind, ist zur Erschließung der Senderintention hinter einem Text eine tiefgehende Interpretation nötig, die auch den Kotext und Vorwissen über die Situation einschließt und in der die gewonnenen Informationen zu einer Hypothese verdichtet werden.

1.4.1 Der Handlungscharakter der Rede

Großen Anteil am Verständnis der pragmatischen Dimension von Sprache und Rede hat die Theorie der Sprechakte von John R. Searle. Sie sieht Sprachbenutzung als eine spezielle Form regelgeleiteten Verhaltens an. „Sprechen bedeutet, in Übereinstimmung mit Regeln Akte zu vollziehen.“ (Searle 1994:38)

Searle unternimmt mit der Theorie der Sprechakte die Anstrengung, das Verhältnis zwischen Zeichen und Zeichenbenutzer für den Bereich der Sprache zu beschreiben. Er unterscheidet Äußerungsakte als Äußerung von Phonemen und Lexemen, propositionale Akte als Sprechakt mit Referenz und Prädikation und illokutionäre Akte, die unter einer illokutiven Kraft stehen, die in ihrer Intentionalität wurzelt. Dazu kommen die perlokutionären Akte, die

in der durch einen Sprechakt erzielten Wirkung bestehen. (Searle 1994:49)

Der zentrale Begriff in Searles Überlegungen ist die Intentionalität. Er untersucht mentale Repräsentation als intentionalen Zustand, wobei sein Begriff der Intention weiter gefasst ist, als dessen häufige Verwendung als „Absicht, etwas zu tun“. Intentionalität ist die Art der Gerichtetheit eines Inhaltes auf repräsentierte Objekte und Sachverhalte in der Welt. „Jeder intentionale Zustand besteht aus einem Repräsentationsgehalt in einem gewissen psychischen Modus. Intentionale Zustände repräsentieren Gegenstände und Sachverhalte in demselben Sinn, in dem Sprechakte Gegenstände und Sachverhalte repräsentieren (auch wenn sie [...] es mit verschiedenen Mitteln und auf jeweils unterschiedliche Weise tun).“ (Searle 1991:27)

Wenn man in Betracht zieht, dass Searle erst den illokutionären Sprechakt als vollständig bezeichnet, wird deutlich, dass er die Rede untrennbar mit ihrer Funktion in Beziehung bringt. Damit besteht ein großer Verdienst der Sprechakttheorie in der Feststellung, dass keine Äußerung allein auf die Versprachlichung von Wissen reduziert werden kann, sondern jeder Sprechakt als Form von Verhalten eine pragmatische Dimension hat, die anhand der ihm zugrundeliegenden Intentionalität verstanden werden kann und muss.

1.4.2 Textlinguistik

Als Quelle für pragmatische Information gilt in erster Linie der Situationskontext. Versuche, ihn systematisch zu beschreiben, ergeben Aufzählungen von Charakteristika wie die von Hymes vorgeschlagene: Sender, Empfänger, Publikum, Thema, Ort und Zeit sowie Kanal, Code, Diskursform, Ereignis, Register und Zweck bilden gemeinsam den Situationskontext. (Brown / Yule 1983:38f.) Eine Analyse des Diskurses, wie sie die Textlinguisten anhand solcher Checklisten von Merkmalen betreiben, ist aufschlussreich. Von besonderem Interesse aber ist, auf welche Art pragmatische Information mental repräsentiert ist und in welcher Beziehung sie zu den übrigen Inhaltskomponenten steht.

Dafür ist es notwendig, nach Formen von pragmatischer Information zu fragen, zu der ein Rezipient anhand des Situationskontextes gelangt und durch die eine mentale Repräsentation des Textinhaltes mit geformt wird. Ein Hinweis zu einer solchen relevanten Größe findet sich bei De Beaugrande und Dressler: „Nur selten machen sich die Auswirkungen einer Situation ohne VERMITTLUNG (engl. „mediation“) geltend, worunter wir das Ausmaß verstehen, wie jemand seine eigenen Überzeugungen und Ziele in sein Modell der laufenden Kommunikationssituation einbringt“. (de Beaugrande / Dressler 1981:169) Vermittlung ist zielgerichtetes Handeln. Ein Text als Handlungsmittel der Sprachverwendung gibt damit nicht nur Auskunft über seinen semantischen Inhalt, sondern auch über Ziel, Motivation und Absichten des Senders. Genauso steht die Rezeption des Empfängers vermittelnd unter dessen Intentionalität.

De Beaugrande und Dressler beschreiben Sprachhandlungsformen wie Kontrolle und Lenkung, die darauf zielen, Einfluss auf die Handlungen des Kommunikationspartners zu nehmen. Dazu versucht der Sprecher, möglichst unbemerkt mit Hilfe des gesendeten Textes die mentale Situationsrepräsentation des Empfängers so zu beeinflussen oder zu formen, dass dieser wie vom Sender gewünscht reagiert. Die Intention, ihr richtiges oder falsches Verständnis, ist in diesem Fall der wichtigste Inhaltsteil, der sich entscheidend auf den Fortgang der Kommunikation im Sinne des einen oder anderen Partners auswirkt. (de Beaugrande / Dressler 1981:131)

1.4.3 Situated models

Für eine umfassende Einbeziehung der pragmatischen Dimension in die Modelle des Sprachverstehens plädieren Gert Rickheit und Hans Strohner. Der Kern ihrer Überlegungen ist die Betrachtung von Sprache aus funktionaler Perspektive. Sie kritisieren einen rein strukturellen Standpunkt. Funktionale Ausrichtung ist die Beziehung des Systems Sprache zum übergeordneten System, zur Durchführung einer sprachlichen Handlung.

Anhand von funktionalen Qualitäten wird gezeigt, dass Textverarbeitung in Kommunikation nicht auf die unteren Ebenen der Sprachverarbeitung zu reduzieren oder in diese zu zerlegen ist. Einer solchen Reduktion steht die kommunikative Funktion der Textverarbeitungsprozesse entgegen. Die situative Einbettung stellt Disambiguierungsmöglichkeiten zur Verfügung, wie sie das System Sprache allein nicht leisten kann. Weiterhin werden durch die Erstellung mentaler Mikrowelten beim Textverstehen sämtliche Wissensvorräte potentiell relevant. Textverarbeitung muss als emergentes Produkt der Zusammenwirkung aller sprachlichen Prozesse auf sensomotorischer, syntaktischer, semantischer und pragmatischer Ebene angesehen werden. Und schließlich ist Textverarbeitung als Problemlöseprozess beschreibbar, der eine große Varietät von kognitiven, emotionalen und motivationalen Prozessen umfasst. (Rickheit / Strohner 1999:272f.)

Als Verarbeitungseinheit, die dem funktionalen Charakter gerecht wird, schlagen Rickheit und Strohner die mentalen Situationen vor. „Mit der Annahme situierter Repräsentationen der Textinformation wird die Grenze zwischen Semantik und Pragmatik überwunden“ (Rickheit / Strohner 1999:278). Ausgehend von den mentalen Modellen Johnson-Lairds postulieren sie damit mentale Repräsentationseinheiten, die relevante Situationsmerkmale und Wissenshintergründe ebenso umfassen, wie die semantische Information der Textabschnitte. Diese mentalen Situationen entsprechen den Forderungen Herbert Clarks, nach dem für Sprachgebrauch als kollektive Aktivität folgende Voraussetzungen notwendig sind: gemeinsamer Wissenshintergrund der Gesprächspartner (common ground), Kooperation (collaborative processes), die Berücksichtigung der Textrezipienten (audience

design) und die Koordination der Textbedeutung (coordination of meaning). (Rickheit / Strohner 1999:279) Durch diese Erweiterung des Begriffs der mentalen Modelle können in den mentalen Repräsentationen beim Sprachverstehen diejenigen Informationen verortet werden, die für Interaktion, Kooperation und Problemlösen, das bedeutet für pragmatisches Sprachhandeln unerlässlich sind.

Die situierten Modelle werden durch eine situierte Variante der Kohärenzherstellung ergänzt. Situierte Kohärenz basiert auf dem Strategiemodell von Kintsch und Van Dijk, in dem die Herstellung von Kohärenz nur teilweise textbedingt ist und zu einem weiteren Teil aus der strategischen Anpassung an die Kommunikationssituation resultiert. Als Strategie wird dabei eine kognitive Entscheidungsinstanz verstanden, anhand der die Operationen gewählt werden können, mit denen ein Handlungsziel anzustreben ist. Damit resultiert der Strategiebegriff direkt aus dem Handlungscharakter der Sprache.

Das Strategiemodell basiert auf mehreren kognitiven Grundannahmen. Konstruktivistische Annahme: Hörer und Leser konstruieren mentale Repräsentationen der im Text kodierten Sachverhalte. Interpretative Annahme: Sachverhalte werden als Ereignistypus interpretiert. On-line-Annahme: Mentale Repräsentation wird mit der Rezeption des ersten Wortes erstellt und anhand folgender Informationen spezifiziert und modifiziert. Präsuppotive Annahme: Die Konstruktion der Textwelt basiert auf Meinungen, Überzeugungen und Einstellungen der Rezipienten. Strategische Annahme: Die relevanten internen und externen Informationen werden vom Rezipienten flexibel und interaktiv zur Erreichung des Zieles, das im Textverstehen liegt, verwendet.

Zu diesen kommen kontextuelle Grundannahmen. Funktionalistische Annahme: Bei der Konstruktion der Textwelt berücksichtigen Rezipienten die Funktionalität des Textes im sozialen Kontext, ihre Repräsentationen des Textes und des sozialen Kontextes, das heißt, der Situation, interagieren. Kommunikative Annahme: Rezipienten berücksichtigen die kommunikative Textfunktion. Pragmatische Annahme: Sie berücksichtigen die Sprechaktfunktion. Interaktionistische Annahme: Sie berücksichtigen die soziale Einbettung des Textes in die Interaktion von Motiven, Intentionen und Normen. Situative Annahme: Sie berücksichtigen die Einbettung eines Textes in eine spezifische Situation.

Mit der Annahme von fünf unabhängigen aber im Arbeitsgedächtnis stark interagierenden Verarbeitungsebenen, die von atomaren Propositionen über satzähnliche Strukturen auch Makro- und Superstruktur umfassen, ist der Ansatz von Kintsch und Van Dijk eine fruchtbare Theorie zur Kohärenzherstellung innerhalb einer komplexen Kommunikationssituation. (Rickheit / Strohner 1999:284f.)

Inferenzziehungen, neben der Kohärenzherstellung ein zweiter zentraler Verarbeitungsprozess beim Sprachverstehen, werden bei Rickheit und Strohner ebenfalls in einen situierten Zusammenhang gestellt. Erneut gründen sich dabei ihre Überlegungen auf

Arbeiten von Herbert Clark, der im Textverstehen und besonders im Ziehen von Inferenzen Ähnlichkeiten zum Problemlösen erkennt. Drei Quellen stehen dem Rezipienten zur Lösung des Problems „Was will der Sprecher mir sagen?“ zur Verfügung: Der explizite Äußerungsinhalt, die Kommunikationssituation und die Übereinkunft zwischen Sprecher und Rezipient über die Verwendung von Sprache. Somit müssen Äußerungen immer mehr oder weniger als auf einen Rezipienten zugeschnitten betrachtet werden

. Die Einbettung in Situation und Konventionen ermöglicht es, mit relativ wenig Aufwand an expliziter Information komplexe Botschaften zu übermitteln, weil große Informationsteile als bereits bekannt oder inferierbar angenommen werden können.

Der beschriebene Kooperationscharakter von Sprachhandlungen veranlasst Rickheit und Strohner zur Kritik von minimalistischen und maximalistischen Inferenztheorien. Zum einen werden beim Sprachverstehen nicht immer alle möglichen Inferenzen gezogen, wie die letzteren annehmen, da das schlicht eine Überlastung des Arbeitsgedächtnisses zu Folge hätte. Zum anderen aber werden, wenn die Kooperation gestört ist, selbst weniger Inferenzen gezogen, als eine minimalistische Theorie mindestens vorraussagt. Dementsprechend nehmen Rickheit und Strohner Abstand von der Vorstellung eines semantisch beschreibbaren Inferenzkerns und betrachten Inferenzen als vollständig abhängig von der Kooperation der Kommunikationspartner im situativen Handlungszusammenhang. (Rickheit / Strohner 1999:290ff.)

Schließlich betonen sie die Abhängigkeit des Verstehensergebnisses nicht nur vom Vorwissen, sondern in hohem Maße auch von den Zielen und Einstellungen des Rezipienten. So unterschieden sich im Experiment die Rezeptionsprodukte von Testpersonen beim Hören der Beschreibung eines Hauses erheblich, je nachdem, ob sie die Perspektive eines Maklers oder eines Einbrechers einnahmen.

1.4.4 Pragmatik in der Dolmetschwissenschaft

In der pragmatischen Wende wurde die Bedeutung dieser Sprachdimension klar herausgestellt. Es ist ein besonderes Anliegen der Dolmetschwissenschaft der letzten Jahrzehnte, diese pragmatische Dimension auf die Spezifik des Dolmetschens anzuwenden, ihre Auswirkungen auf den Dolmetschprozess und Anforderungen an den Translator exakt zu beschreiben, um damit vollständigere Translationsmodelle zu erreichen. Es muss dabei betont werden, dass sich Überlegungen zur Bedeutung der Pragmatik für die Translation schon bei Nida oder Kade finden.

Die Situation wird als textexterne Basis des Dolmetschers für notwendige oder hilfreiche Inferenzen untersucht. Die Intention hat unter den die Situation bildenden Faktoren einen herausragenden Wert, da Verwendung, Gestaltung und teilweise auch die Rezeption eines Textes direkt aus der Intention von Sprecher beziehungsweise Hörer resultieren. Engstens

verbunden mit dem Begriff der Intention ist die Funktion, der zentrale Begriff der Skopostheorie. Die Intention ist damit zum einen eine Inhaltskomponente, deren Verständnis der Dolmetscher anstreben und erreichen sollte. Zum anderen ist sie von vorn herein ein wichtiges Instrument für das Textverständnis.

In Faktorenanalysen wie dem Zirkelschema von Christiane Nord wird die Situation in ihre dolmetschrelevanten Bestandteile zerlegt, um dem Dolmetscher eine Basis für die Situationsanalyse zu geben. Anhand von W-Frageketten werden Merkmale der Ausgangs- bzw. Zielsituation erfasst: WER soll WOZU WEM über WELCHES MEDIUM WO WANN WARUM einen Text mit WELCHER FUNKTION übermitteln? (Pöchhacker 1994:63)

Hans Vermeer verwendet Skopos gleichbedeutend mit Intention, doch definiert er diese Intention als eine Eigenschaft des Translates, des Zieltextes. Die Skopostheorie ist produktorientiert. Für die Beschreibung der pragmatischen Repräsentation des Ausgangstextes ist es aber von Bedeutung, dass jede AT-Äußerung unter einer Intention steht.

Einen ausgiebigen und kritischen Überblick über dolmetschspezifische Situationsmodelle gibt Franz Pöchhacker. Besonderes Augenmerk wird dort auf das Problem eines objektiven Situationsbegriffes gerichtet. Da die Kommunikationspartner jeweils Teil der Situation sind, erhält diese eine individuelle Komponente. Verschiedene Forscher sprechen daher nicht von Situationen, sondern von Situationsauffassungen, die in ihrer Summe als Interaktionsraum den Hintergrund für einen Diskurs bilden. Die wichtigsten individuellen Merkmale, die zu verschiedenen Perspektiven und Einschätzungen führen sind dabei die Kultur als Gesamtheit von verhaltensbestimmenden Normen und Konventionen und die Rolle als soziale Position im Schnittpunkt sozialer Beziehungen. (Pöchhacker 1994:65ff.)

Faktorenanalysen der oben beschriebenen Art zeigen, wie Situationsparameter in einem engen und sich überschneidenden Netzwerk von Abhängigkeiten auf die Translation einwirken. Zweifellos müssen diese Faktoren für vollständiges und richtiges Verstehen des AT berücksichtigt werden, sie müssen die mentale Repräsentation des Textinhaltes mitformen. Situationsmodelle mit ihrem häufig sehr komplexen Inventar an sich teilweise überschneidenden und in teils recht diffusen Beziehungen zu einander stehenden Faktoren geben dem Translator dabei aber wenig Auskunft darüber, welche tatsächlichen Veränderungen des Textverständnisses aus einer veränderten Situation folgen oder folgen müssen. Der Faktor, der tatsächlich situationsbedingt in das Verstehensergebnis integriert werden muss, ist wie in den vorangegangenen Abschnitten deutlich wurde, die Intention des Senders.

Nach Heidemarie Salevsky, treffen rezipierte Äußerungen beim Translator auf eine Erwartungshaltung, gegründet auf eine Hypothese über die Intentionen des Sprechers. (Salevsky 1986:45) Bei Danica Seleskovitch heißt es, der Zweck einer Äußerung ist ihr

wichtigstes Merkmal. Oft können lange Reden abgekürzt werden, indem einfach in kurzen Worten der Zweck ausgedrückt wird. (Seleskovič 1988:30f.) Eine zentrale Stellung der Intention weist das Erwartungsschema bei Kutz auf (siehe 3.2.3), der das Erkennen der Intention als eigenständige Verstehentiefe definiert (siehe 1.2.9)

In Robin Settons kognitiv-pragmatischem SD-Modell ist außertextlicher Kontext unverzichtbar, um eine Beziehung zwischen dem sprachlichen Input und der Wirklichkeit, in der die Kommunikation geschieht, herstellen zu könne. (Setton 1999:79f.) „Any plausible intermediate language of representation for real-life discourse must therefore have a means of capturing– and in translation, for assigning–the communicative features in discourse which express a Speaker's Intentionalities and attitudes.”(Setton 1999:198)

Kapitel Zwei: Das konzeptuelle Substrat

Die Idee, dass die mentale Repräsentation eines Ausgangstextes im Verstehensvorgang bei der Translation die Form eines konzeptuellen Substrats haben muss, gewann erste konkrete Form in einer beiläufigen Unterhaltung zwischen Forschern der Universität Leipzig. Nacherzählungstests belegten wiederholt, dass Textverstehen in Form von bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterworfenen Kognitivierungen semantischer Einheiten vor sich geht. Daher ist das Verstehensprodukt konzeptuell. Dazu fanden sich speziell zur Translation unerlässliche Oberflächeneigenschaften und Strukturmerkmale des Textes in den Nacherzählungen bewahrt. Metaphorisch gesprochen lag das Verstehensprodukt wie eine konzeptuelle Schicht angepasst an oder ausgehend von der Textoberfläche unter dem Wortlaut des Ausgangstextes. Es handelt sich also um eine Tiefenschicht des Ausgangstextes, ein konzeptuelles Substrat.

Neben der möglichst genauen Beschreibung dieses Substrates interessieren nun vor allem die folgenden Fragen: Welche Gesetzmäßigkeiten bestimmen seine Entstehung? Und welche Bedeutung hat der Substratcharakter der Verstehensprodukte für den Translator? An diesen Fragestellungen entlang soll im Folgenden, aufbauend auf die Erkenntnisse zur mentalen Repräsentation und zum Verstehensprozess bei der Translation eine Beschreibung des konzeptuellen Substrates angestellt werden.

Das konzeptuelle Substrat entwickelt sich zeitlich fortschreitend und unter kognitivem Aufwand auf einen Endzustand zu. Dabei durchläuft es eine semantische Phase, eine Kognitivierungsphase und eine Phase der Anreicherung. Im Zentrum des konzeptuellen Substrates steht ab Beginn der zweiten Phase eine aus einem einzigen komplexen Konzept bestehende Diskursrepräsentation.

De Beaugrande und Dressler beschreiben vergleichbar „eine locker sequentielle Anordnung von PHASEN DER VERARBEITUNGSDOMINANZ [...] Dominanz, weil die Annahme unnötig und unwahrscheinlich erscheint, dass die Vorgänge einer Phase diejenigen aller anderen

Phasen stilllegen.“ (de Beaugrande / Dressler 1981:41 und 47) Robin Setton bindet die Annahme progressierender, phasenweiser Rezeption unter Verweis auf die Begrifflichkeit der Relevanztheorie in sein SD-Modell ein. (Setton 1999:71).

Die Tiefe des Substrates nimmt stetig zu, wobei die Bindung an die Oberflächenstruktur allmählich schwächer wird. Bildhaft gesprochen geht das Substrat von einer eher zweidimensionalen Form, die direkt unter der Textoberfläche liegt, allmählich fortschreitend in einen eigenständigen, dreidimensionalen Zustand über. Es ist nicht einfach, zu definieren, bis zu welcher Verarbeitungstiefe und bis zu welchem Grad der Losgelöstheit mentaler Repräsentation noch als konzeptuelles Substrat bezeichnet werden kann. Das Substrat unterscheidet sich von reinem Konzeptwissen darin, dass es an eine Textoberfläche gekoppelt ist. Für den Translator, den die professionelle Ethik zu einer, zugegeben schwer zu definierenden, Treue zum Ausgangstext zwingt, sind diese Spuren der AT-Oberfläche für die ZT-Produktion unverzichtbar. Wo aber endet das Substrat und wo beginnt episodisches Wissen? Es soll hier mindestens angenommen werden, dass ein konzeptuelles Substrat seine Bindung an die lexikalische und syntaktische Struktur des Ausgangstexts nicht einbüßen darf.

Zu den vielversprechendsten Ansätzen zur Form des Materials kognitiver Prozesse, mentaler Konzepte, zählen die Untersuchungen komplexer konzeptueller Repräsentationen, die von den Arbeiten Charles Fillmores zu U-Semantics (siehe 1.2.2) angestoßen wurden und stark durch Johnson-Lairds mental-model-theory (siehe 1.2.4) untermauert wurden. Besonders fruchtbar erscheint die auf den mentalen Modellen und auf dem Situationsmodell nach Kintsch aufbauende Annahme Robin Settons, dass die konzeptuellen Verstehensergebnisse danach streben, in einem hochkomplexen Diskursmodell, miteinander zu verschmelzen (siehe 1.2.11).

Bevor auf die Besonderheiten der einzelnen Phasen eingegangen wird, soll nun noch einiges zu ihren allgemeinen Charakteristika vorangestellt werden: Die Phasen des konzeptuellen Substrates sind theoretische Konstrukte, erklärende Modelle des mentalen Repräsentationsprozesses. Aussagen über konkrete zeitliche Ausdehnungen müssen Gegenstand weiterführender Untersuchungen sein. Spätere Phasen bauen auf die Produkte der vorangegangenen Phasen auf. Die Phasen werden nicht zwangsläufig für jede Äußerung vollständig und erfolgreich durchlaufen. Entsprechend der von Gerver vertretenen Ansicht, dass die Annahme eines einzigen Verarbeitungschanals zu eng ist (Setton 2003:39), wird angenommen, dass mehrere Konzepte parallel in der gleichen oder in verschiedenen Verarbeitungsphasen aktiv sein können. Johnson-Laird deutet das an, indem er parallele Verarbeitung als Modus der Sprachverarbeitung feststellt und sagt: „Speech is not a series of sounds one after the other, but a sequence of overlapping events“. (Johnson-Laird 1983:451f.) Robin Setton weist auf Untersuchungsergebnisse hin, bei denen schon in der

Phase der Worterkennung Top-Down-Verarbeitung geschieht. Das kann die Annahme unterstützen, dass Verarbeitungseinheiten von graduell höchst verschiedener Komplexität, von thematisch komplexen Gedankengängen bis hin zu einer kleinen semiotischen Einheit wie dem Wort, sich parallel in der gleichen oder in verschiedenen Verstehensphasen befinden können.

2.1 Erste Phase: Semantische Repräsentation

Praktisch jede Theorie des Sprachverstehens trifft eine Unterteilung in eine wörtliche, semantische und eine sinnhafte, konzeptuelle Repräsentationsform. Dabei geht die semantische Form der konzeptuellen zeitlich voran. Ungeachtet der Debatten zur Professionalität der Wort-für-Wort-Translation steht im Mittelpunkt der ersten Phase der Bildung des konzeptuellen Substrats die semantische Wortbedeutung.

2.1.1 Kernbedeutung und Default

Der Anfang der Repräsentationsbildung muss direkt an die sensorische Aufnahme von Lauten anschließen. Zwar kann ein Diskursmodell schon weit im Vorraus in Form eines Erwartungsschemas vorbereitend angelegt sein, doch kommt dieses in der ersten Rezeptionsphase noch nicht zur Wirkung. Die Entstehung eines konzeptuellen Substrates, das direkt vom Text abhängig ist, muss zeitlich an die Lautwahrnehmung anschließen.

Das zunächst völlig bedeutungsfreie Perzept wird durch Parsing in Segmente geteilt, die einen eigenständigen Wörterbucheintrag haben. Die erste Repräsentationsstufe des konzeptuellen Substrates beginnt mit der Information des aktivierten Wörterbucheintrags. (Setton 1999:74ff.) Die Äußerungsrepräsentation bildet in diesem Moment schlicht die verbale Oberflächenstruktur des Textes ab. Syntaktische, grammatische Information und der Klang der Worte sind in Lexikoneinträgen und phonologischen Schleifen des Arbeitsgedächtnisses aktiviert.

Von größerem Interesse ist die Frage nach dem Inhalt auf dieser frühen Entwicklungsstufe. Kann die Ansicht gelten, dass einem Wort als mentale Repräsentation ein Signifikat, eine Bedeutung gegenübersteht? Etwas kühn könnte man sagen, dass die Anstrengungen der generativen Grammatiken darauf abzielten, mentale Repräsentation sprachlicher Ausdrücke vollständig in einem stabilen, erworbenen oder angeborenen Lexikoneintrag zu verorten.

Das einfache Signifikat muss, wie im folgenden Abschnitt 2.1.2 näher beschrieben wird, ein zwar einfaches, aber in sich durchaus komplexes Konzept sein. Sein Inhalt ist häufig bruchstückhaft, unvollständig. Das mag in der Muttersprache eher selten vorkommen, ist aber in der Fremdsprache um so häufiger. Man kennt das Wort, man weiß ungefähr, was es damit auf sich hat. Aber ein vollständiges Verständnis will sich nicht sofort einstellen.

Die Repräsentation der ersten Phase ist unspezifisch. Polysemie besteht vorerst

unaufgelöst, von mehreren konkurrierenden Verständnismöglichkeiten wird eine bevorzugte aktiviert, die übrigen unterdrückt. Der Mechanismus ähnelt der von Johnson-Laird beschriebenen Prozedur zur Auswahl eines Elements aus einer Klasse mentaler Modelle. (siehe 1.2.4)

Der Default, die standardmäßige Bevorzugung einer Verstehensvariante, kommt zur Wirkung. Das Konzept der Verstehensdefaults geht auf Minsky zurück (Johnson-Laird 1983:189) und wurde unter anderem von de Beaugrande und Dressler (de Beaugrande / Dressler 1981:149f.), Vermeer (Reiß / Vermeer 1991:34) und Setton (Setton 1999:77) aufgenommen. Der Default kann für den Verstehenden individuell durch Situation, Rolle und vor allem durch die aktuelle Kultur bedingt sein. (siehe 2.2.3)

Das Lexem ‚Märchen‘ beispielsweise löst mit großer Wahrscheinlichkeit als einfaches Signifikat eine Konzeptmenge in der Art von (GESCHICHTE, FÜR KINDER, FANTASIEVOLL, ALT) aus. Weniger wahrscheinlich wäre als Default die Merkmalsmenge (GESCHICHTE, MÜNDLICH TRADIERT, VORINDUSTRIELL). Interessant ist hier die Frage, ob die Rezeption eines Vorschulkindes vor dem Zubettgehen und die eines Literaturprofessors im Seminar zu Kinder- und Jugendliteratur nicht schon in der ersten Phase Unterschiede in der Defaulteinstellung aufweisen.

2.1.2 Anfänge komplexer Konzepte

Ein mentaler Lexikoneintrag, muss als relativ komplexes Konzept verstanden werden, genauer gesagt als Menge der einfacheren, konstituierenden Konzepte bis hin zu den Semen als letzte primitive Konzepte, aus denen sich die Kernbedeutung eines Wortes zusammensetzt. Für eine prototypische Kategorie beispielsweise bilden den Lexikoneintrag die den Prototyp definierenden Merkmale. Semantische Theorien versuchen, stabile Wortbedeutungen vollständig in Semen zu analysieren. Dass eine solche Semanalyse mit Schwierigkeiten behaftet ist, zeigt die bekannte Diskussion um das Beispiel *bachelor*. (Fillmore 1977:68) Eine mögliche Begründung für diese Schwierigkeit liegt in konzeptueller Individualität wie im Folgenden beschrieben wird.

Sobald mentale Repräsentation als Menge von Merkmalen beschrieben wird, werden mentale Konzepte als Grundlage von Bedeutung angenommen. Jede Kategorie, jeder Wörterbucheintrag ist eine stabile und gezwungenermaßen strukturierte Kombination von Konzepten. Schon bei den einfachsten Anfängen mentaler Repräsentation in der ersten Verstehensphase muss also die Wirkung komplexer, aus mehreren untergeordneten strukturiert zusammengesetzter Konzepte angenommen werden.

Die verschiedenen Theorien komplexer Konzepte von Scenes und Frames bis zu mental und situated models legen einen inhaltlichen, strukturellen und funktionelle Reichtum nahe, der nicht recht zur Beschreibung des Inhalts in der Anfangsphase der Repräsentationsbildung

als bruchstückhaft und unvollständig passen will. Wenn wir mit Peirce mentale Repräsentation dem Interpretanten gleichsetzen, dann ist eine Semiose in mehreren Schritten notwendig, um einfache Zeichen in besser entwickelte Repräsentationen umzusetzen.

2.1.3 Bildung von Propositionen

In der ersten Entstehungsphase des konzeptuellen Substrats lösen die Elemente einer Äußerung zunächst einzelne, unzusammenhängende Konzepte aus. Ein kritischer Schritt des Sprachverstehens ist die Verknüpfung dieser Einzelkonzepte. Dafür werden, wie Johnson-Laird es ausführlich bei der Bildung mentaler Modelle zeigt, der Syntax der Äußerung entsprechend Propositionen erstellt. (Johnson-Laird 1983:249 und 355)

Propositionen haben einen selbstständigen Wahrheitswert. Dadurch können sie ihrerseits als Ausgangsmaterial zum Aufbau von höheren Repräsentationsstrukturen zu verwenden. Durch mentale Operationen kann bestimmt werden, ob eine Proposition in einem Set von Prämissen wahr ist oder nicht. So kann neuer Inhalt auf seine Verträglichkeit mit eher verstandenem Inhalt geprüft werden. Dabei kann die Proposition Konzepte beinhalten, die schon sehr komplex sind. (Johnson-Laird 1983:249)

Wenn es nicht gelingt, aus Propositionen ein mentales Modell zu erstellen, verharrt die Information in der propositionalen Speicherform. (Johnson-Laird 1983:162ff.) Man hört eine komplizierte Aussage und versteht wohl die einzelnen Worte, aber sie scheinen keinen befriedigenden gemeinsamen Sinn zu ergeben. Mag sein, dass der Text fehlerhaft, unreal oder absurd ist und deshalb keine Modellbildung zulässt. Oder aber die Fähigkeit zur Konzeptualisierung des Rezipienten reicht aus verschiedenen Gründen nicht aus. In diesem Fall besteht das Verstehensergebnis aus einer linearen Kette der Kernbedeutungen, die mit dem gedanklichen „Hören“ des Textes vergleichbar ist.

Das darf nicht den Eindruck erwecken, eine in Gedanken wiederholte Lautform sei etwa mit der Kernbedeutung identisch. Es kann angenommen werden, dass sie als Unterstützung dient, um dem schnellen Vergessen einzelner Items und damit dem Verlust der nicht konzeptualisierten Information aufgrund begrenzter Gedächtniskapazität vorzubeugen. Jeder Dolmetscher sollte das „Festklammern“ an der Lautform aus eigener Erfahrung kennen. Erst mit progressierender Modellbildung werden die Konzeptstrukturen stabiler, die Lautform als „Rückversicherung“ wird unnötig und kann gemäß der Forderung Danica Seleskovičs vergessen werden. (Seleskovič 1988:38)

2.1.4 Zusammenfassung der ersten Phase

Die erste Entstehungsphase des konzeptuellen Substrats erstreckt sich von der Segmentierung des Phonemstroms durch Parsing bis zur Verknüpfung der aktivierten

Konzepte in Propositionen. Die Konzepte des Substrats beinhalten die Information, die als mentaler Lexikoneintrag von einer Lautform aktiviert wurde, sind oft unvollständig, bruchstückhaft und beruhen größtenteils auf Defaults.

Diese Konzepte sind komplex, da ihre Lexikoneinträge aus untergeordneten Konzepten strukturiert aufgebaut sind. Damit kann bereits in der ersten Phase, vom Moment des Entstehens eines konzeptuellen Substrats, der Effekt eintreten, dass nicht explizit erwähnte Information als Teil aktivierter Konzepte in das konzeptuelle Substrat eingeht. Im Prinzip ein tautologischer Hinweis, da z.Bsp. bei der Zuordnung des Lexems ‚Spatz‘ zur Klasse ‚Vogel‘ im mentalen Lexikoneintrag die Merkmale der Klasse zum ausgedrückten Inhalt gehören und niemand auf die Idee käme, den Spatz explizit ‚gefiedert‘ und ‚fliegend‘ zu nennen.

Die aktivierten Konzepte werden entsprechend der explizit in der Äußerung ausgedrückten Relationen in Propositionen miteinander verknüpft. Das konzeptuelle Substrat ist in der ersten Phase nicht als vollwertige Repräsentation anzusehen. Die direkte Repräsentationskraft der Lexeme und des explizit Ausgedrückten ist zum größten Teil ausgeschöpft. Das Substrat bildet exakt die Textoberfläche ab, ist aber mangels Tiefe noch weit von einer befriedigenden Qualität entfernt. Die bottom-up-Prozesse, die auch in der Weiterentwicklung noch eine tragende Rolle zu spielen haben, sind für erfolgreiche Verarbeitung auf Vervollständigung top-down angewiesen.

2.2 Zweite Phase: Komplexe Konzepte

Eine zweite Phase der zeitlichen Entwicklung des konzeptuellen Substrates kann angesetzt werden, wenn die Propositionsbildung abgeschlossen ist. Es folgt die Hauptphase des Prozesses, der als Konzeptualisierung bezeichnet wird und als Kognitivierung semantischer Einheiten beschrieben werden kann.

Bei der Kategorisierung, der Zuordnung eines abstrakten Klassenkonzeptes zu einem auslösenden Reiz, werden mit den Kategoriemerkmalen mehrere untergeordnete Konzepte im Rahmen einer komplexeren Struktur aktiviert. Die Wirkung von komplexen Konzepten geht noch weit darüber hinaus. Nicht nur anhand der Kategorie können verschiedene Konzepte zu einer Struktur gefügt sein. Vielmehr können durch jede Art von Relation, die zwei Konzepte mit einander in Beziehung bringt, Strukturen entstehen, die, wenn sie Eingang ins Langzeitgedächtnis finden, als stabile, komplexe Konzepte unser Wissen und die Grundlage für Verstehen und insbesondere Sprachverstehen bilden.

Johnson-Laird lieferte mit seiner mental-model-theory ein Modell, das einiges Licht auf den Aufbau und die Wirkungsweise von komplexen Konzepten wirft. Anhand von Prozeduren, die zur Verifizierung als Computerprogramme implementierbar sind, wird die Verarbeitung komplexer Konzepte als Material des Denkens und Verstehens modelliert.

Robin Settons nimmt an, dass beim Sprachverstehen im Simultandolmetschen ein mentales

Modell des Gesamtdiskurses eine zentrale Rolle spielt. Das Diskursmodell ist mit seiner Gliederung die zentrale Komponente des Sprachverstehens und Zentrum des konzeptuellen Substrates.

Wenn zu Beginn gesagt wurde, dass sich durch die Parallelität der kognitiven Verarbeitung zu einem Zeitpunkt Einheiten verschiedener Komplexität in verschiedenen Phasen befinden können, kann dies nun weiter präzisiert werden. Mit der zweiten Phase beginnt die Verschmelzung einfacher Einheiten der ersten Phase zu komplexeren Strukturen, wodurch mit zunehmender Komplexität der bearbeiteten Items ihre Anzahl abnimmt, wobei mit fortschreitender Rezeption ständig neue Items hinzukommen.

2.2.1 Konzeptaktivierung

Komplexe Konzepte ermöglichen es, dass für das selbe Lexem allein durch eine geringfügige Änderung des Kontexts die mentale Repräsentation nicht nur verändert wird, sondern in mentalen Vorstellungsbildern eine völlig andere Welt entsteht. Der Ausdruck ‚Die Geschichte des Feuerzeugs‘ ruft mit einiger Sicherheit eine Konzeptwelt vor Augen, in der [RAUCHEN, FEUERZEUGBENZIN, EDLE ZIPPOS und SYNTHETISCHER FEUERSTEIN] vorkommen. Der wenig veränderte Ausdruck ‚Das Märchen vom Feuerzeug‘ dagegen führt in eine märchenhafte, mittelalterliche Welt, wo der SOLDAT von der HEXE in den Brunnen geschickt wird, erinnert uns an Vorlesestunden aus Kindheitstagen und vielleicht noch an die Frage, wie in aller Welt ein Hund kirchturmgroße Augen haben kann. Ein gravierender Unterschied in der Konzeptwelt wird ausgelöst durch eine für sich genommen geringfügige Änderung der auslösenden Äußerung.

Von besonderem Interesse ist die Frage, wodurch genau die Aktivierung eines solchen komplexen Konzeptes ausgelöst werden kann. Wie in 1.2.2 beschrieben führt die Aktivierung eines Teilkonzeptes zur Aktivierung der gesamten Struktur. Doch wäre es unsinnig, zu behaupten, dass jede Aktivierung eines Teilkonzeptes die Aktivierung der komplexen Strukturen zur Folge hat, deren Teil es ist. Ein Konzept kann Element von unendlich vielen verschiedenen komplexeren Strukturen sein. Es ist wahrscheinlich, dass unser Konzept ROTKÄPPCHEN ein Element KRANKE GROßMUTTER beinhaltet, ebenso BROT, und WEIN, den DUNKLEN WALD und eine Unmenge anderer Teilkonzepte aller Art. Doch das Konzept einer KRANKEN GROßMUTTER aktiviert nicht ROTKÄPPCHEN. Noch weniger führt BROT mit Sicherheit zu dieser Aktivierung. Werden allerdings die Teilkonzepte BROT, WEIN und KRANKE GROßMUTTER kombiniert, so ist ROTKÄPPCHEN ein wahrscheinliches Aktivierungsergebnis.

Es scheint, dass die Bedingungen der Aktivierung eines komplexen Konzeptes mit denen vergleichbar sind, die nach der Prototypentheorie für die Zuordnung eines Tokens zu einer prototypischen Kategorie vorausgesetzt werden. (siehe 1.2.1) Erst, wenn durch die von der Äußerung im ersten Stadium aktivierten Konzepte eine genügend hohe Cue Validity erreicht

ist, wird ein bestimmtes kK ausgelöst. Es ist anzunehmen, dass die Elemente einer Klasse von kK dabei um Aktivierung konkurrieren, wie bei den in 1.2.4 beschriebenen Prozeduren mentaler Modellbildung beschrieben ist. Nichtaktivierte Konzepte stehen zur Verfügung, falls das aktuell aktivierte Modell sich infolge späterer Äußerungen als unpassend erweist. Die Funktion der Aktivierung von Skripten anhand deren Header und einer zusätzlichen Bedingung bestätigt diese Annahme. (siehe 1.2.3)

Gehen Konzepte in das mentale Lexikon und damit in den Wissensvorrat ein, so werden sie mit einer auslösenden Aktivierungsmarke, einem Namen verbunden. Es ist offensichtlich, dass der erfolgsversprechendste Weg, um das Konzept ROTKÄPPCHEN zu aktivieren, in dem Lexem ‚Rotkäppchen‘ besteht. Doch ist dieser Weg nicht der einzige. Eine rein wortsemantische Erklärung des Verstehens greift zu kurz. Die Existenz von Definitionen oder Paraphrasen zeigt das deutlich. ‚Das Märchen von dem Mädchen, dass auf dem Weg zur Großmutter dem bösen Wolf über den Weg lief‘ beinhaltet keine Spur der Marke, aktiviert aber mit Sicherheit das gewünschte Ergebnis. Das Argument, dass eine solche Definition in Verbindung mit dem Begriff gespeichert ist und nur über diesen Umweg das Konzept auslösen kann, ist abwegig, denn es gibt unendlich viele mögliche Definitionen, von denen eine nie zuvor gehörte so gut funktionieren kann, wie eine altbekannte.

2.2.2 Informationsreichtum komplexer Konzepte

Die wohl erstaunlichste Eigenschaft komplexer Konzepte ist die schiere Menge von Information, die in einer einzelnen Struktur enthalten sein kann. Stark elaborierte Konzepte umfassen das gesamte Wissen, dass wir im Zusammenhang mit einem bestimmten Begriff besitzen, darüberhinaus pragmatische und emotionale Komponenten, die mit dem Begriff verbunden sind. Abermals mag ROTKÄPPCHEN als Beispiel dienen. Ein einziges Konzept, das einen Inhalt in sich vereint, dessen verbale Realisierung mindestens einige Minuten in Anspruch nähme.

Das Mitverstehen von implizit geäußertem Inhalt, der in vielen Kommunikationen, besonders auf pragmatischer Ebene, einen bedeutenden Teil des Textinhalts ausmacht, beruht auf dieser Informationsmenge. Wladimir Kutz definiert neben Kongruenzteilen Plus- und Minusteile beziehungsweise Expansions- und Defizitteile des Äußerungsinhalts. Die Defizitteile entsprechen der impliziten Informationsmenge, die im vorangegangenen Diskurs bereits aktiviert ist und nicht neu evoziert wird. Die Kongruenzteile entsprechen den direkt von semantischen Einheiten aktivierten kognitiven Entitäten. Die Minusteile entsprechen der Informationsmenge, die beim Empfänger im Verstehensprozess zusätzlich aktiviert wird, obwohl sie nicht semantisch in der Äußerung verschlüsselt ist. Die Annahme von solchen Defizitteilen verdeutlicht die Möglichkeit von Unterschieden zwischen den Konzeptmengen von Sender und Empfänger. (Kutz 1988:65)

Komplexe Konzepte können neben festen Inhalten Slots aufweisen, Strukturpositionen, die keinen von vornherein bestimmten Wert aufweisen, sondern deren Wert im Moment der Aktivierung aus einer Menge von Möglichkeiten festgelegt wird. Defaults bewirken die Belegung von Slots mit Standardwerten beim Fehlen von expliziter Information. (Abelson / Schank 1977:42) ‚Die kranke Großmutter‘ ist zum Beispiel ohne weitere Spezifizierung mit großer Sicherheit [SCHWACH und GEBRECHLICH]. Dabei hindert nichts Rotkäppchens Großmutter daran, eine RÜSTIGE FÜNZIGJÄHRIGE mit einem LEICHTEN SCHNUPFEN zu sein.

Erneut zeigt sich, dass schon nach relativ kurzer Entwicklungszeit des konzeptuellen Substrates wortsemantische Erklärungsansätze nicht mehr ausreichend sind, um Sprachverstehen beschreiben zu können. Sprache beruht in ihrer Funktion als Kommunikationsmittel auf der Aktivierung komplexer Konzeptstrukturen. Menschen sprechen nicht über die Bedeutung von Wörtern, sondern über die komplexen Inhalte ihrer Gedanken. Diese müssen auch Angelpunkt für die Translation sein.

2.2.3 Individualität und Kultur

Wenn *semantic primitives*, die Grundbausteine von Bedeutung, als genetisch festgelegt und stabil angenommen werden können, was allerdings nicht bewiesen ist, so gilt das doch in keiner Weise für den Vorrat an aus diesen Primitiven erstellten höheren Konzepten. Die Vorräte komplexer Konzepte verschiedener Individuen unterscheiden sich, kein Mensch denkt, weiß und glaubt das selbe, wie ein anderer. Auch in der großen Menge von Begriffen, Konzepten, die von den meisten Menschen geteilt werden und selbstverständlich als gemeinsamer Sprachbesitz angesehen werden, sind die von Person zu Person inhaltliche Unterschiede möglich, ja unvermeidbar. Fillmore betrachtet Frames als mentale Speicherform persönlicher Erfahrung. Persönliche Erfahrung ist individuell und dementsprechend kommen die interpersonellen Unterschiede in Konzepten mit gleicher Referenz nicht unerwartet. Die Individualität des Konzeptvorrats ist eine Erscheinung, die in der Phase der Konzeptualisierung zum Tragen kommt und besonders für den Dolmetscher Herausforderungen an die Verstehensleistung stellt.

Wenn Kommunikation darin besteht, dass eine Äußerung diejenigen Gedankeninhalte beim Empfänger auslöst, die der Sender in seinem sprachlichen Ausdruck kodiert hat, dann stellt sich die Frage, ob das überhaupt möglich ist. Pessimistische Theorien wie die Sapir-Whorf-Hypothese sehen demnach auch ernsthafte Verständigungsschwierigkeiten, die immerhin zur Negierung von vollständigem intersprachlichen und interkulturellen Verstehen, also von Translation, führten.

Die Kultur ist es aber gerade, die einen Ausweg aus dem Dilemma weist. Hans Vermeer beschreibt Translation nicht von ungefähr als kulturellen Transfer. Auch Umberto Eco sieht die Signifikate sprachlicher Zeichen in kultureller Abhängigkeit. (Eco 1994:73f.) Um das

Problem auflösen zu können, ist eine freie Definition von Kultur hilfreich: Kultur sei die Menge aus Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten, durch die eine oder mehrere Personen eine Gruppe bilden. Diese sehr offene Definition lässt eine praktisch unendliche Menge von Kulturen und Kulturtypen zu und setzt die minimale Zahl von Mitgliedern für eine Gruppe auf eins, wodurch die Idiokultur nach Vermeer als individuellste Einheit einbezogen ist. Vom Ehepaar und der Familie über die Schulklasse und den Berufsverband bis hin zu allen Menschen, die akustischen Gitarrenjazz mögen: jede wie auch immer geartete Gruppe von Personen definiert sich durch Merkmale, die jedem Mitglied eigen sind. Die Summe der gemeinsamen Merkmale kann als Kultur der entsprechenden Gruppe bezeichnet werden, auch, wenn dieser Kulturbegriff sich vom üblichen Verständnis dessen, was Kultur ist, stark unterscheidet.

Die größtmögliche Gruppe ist die Menschheit, die ja ungeachtet aller Individualität eine sehr große Anzahl gemeinsamer Merkmale hat. Wir leben alle mehr oder weniger in der gleichen Welt, die jedem relativ ähnliche Erfahrungen bietet. Deshalb kann man davon ausgehen, dass allein auf Grund der Zugehörigkeit zur Gruppe Mensch und der damit verbundenen gemeinsamen Kultur der „Menschlichkeit“ ein bedeutender Teil des Konzeptvorrats, des Verständnisses von der Welt, genügend übereinstimmt, um Kommunikation zu ermöglichen. Die Erfahrung zeigt, dass dies tatsächlich so ist.

Ein Mensch kann viele verschiedene Kulturen haben. Vermeer stellt drei Kulturtypen auf, die von der Kultur der Gesellschaft über die Kultur des Gesellschaftsteiles bis zur Individualkultur reichen. (Vermeer 1990:37) Nach der oben vorgeschlagenen Definition hätte ein Mensch so viele unterschiedliche Kulturen, wie er verschiedenen Gruppen angehört. Kommunikation ist damit immer, wenn die Kommunikationspartner als Angehörige verschiedener Gruppen auftreten, Kommunikation über Kulturgrenzen hinweg. Besonders im Falle der Translation bestehen zwischen den Kommunikatinspartnern damit oft sogar mehrere Kulturgrenzen. Obwohl Abweichungen in Konzeptinhalten oft irrelevant sein können, muss nicht erst bewiesen werden dass diese Grenzen für Verstehensschwierigkeiten sorgen.

Und doch ist diese Funktion der Kultur für das Verständnis durchaus nützlich. Erstens wissen wir, dass es diese Probleme gibt, und reagieren als Sprecher häufig schon unbewusst darauf. Hat ein Sprecher den Eindruck, dass sein Gegenüber unter einem Begriff nicht exakt die gleichen Inhalte wie er selbst kodiert, so bemüht er sich häufig, wie das Grice'sche Kooperationsprinzip nahelegt, das Konzept möglichst explizit zu machen, es durch Erklärung und Definition in allgemeinere, beim Gesprächspartner eher zu erwartende Teilkonzepte zu zerlegen und dem Empfänger anhand von Beispielen zu helfen, seinen Konzeptinhalt dem des Sprechers ähnlicher zu machen.

Entsprechend der Arbeitsdefinition von Kultur heißt das: Erfolgreiche Kommunikation schafft Kultur. Möglicherweise gibt es ihn ja doch, den gesellschaftlichen Erkenntnisprozess der

materialistisch-marxistischen Erkenntnistheorie. Für den Translator sind dabei von besonderer Bedeutung die Mittel, die der Sprecher für das Ausgleichen von Individualität nutzt. Hierzu mehr unter 2.3.3.

Kultur ist dort der Kommunikation nützlich, wo sie nicht störend wirkt. Nämlich dann, wenn Kommunikationspartner als Mitglieder einer Kultur kommunizieren. Gesagt wurde, dass ein Mensch Träger vieler Kulturen ist. Jede Äußerung muss unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, dass sie von einem Sprecher als Träger einer aktuellen Kultur gemacht wird. Die aktuelle Kultur bestimmt zum Teil die Inhalte aktivierter komplexer Konzepte und ihre Defaults. Als Beispiel mögen die bereits weiter oben verwendeten Konzeptinhalte des Rotkäppchens dienen. Spricht der Sender als Angehöriger der Gruppe Familie, dann ist als wenig entwickelter Konzeptinhalt (GESCHICHTE, FÜR KINDER, NICHT REAL, ALT) zu erwarten. Spricht er dagegen als Träger der aktuellen Kultur des Literaturwissenschaftlers, ist der Inhalt (ERZÄHLFORM, MÜNDLICH TRADITIERT, VOLKSTÜMLICH, VORINDUSTRIELL) wahrscheinlich.

Wird nun eine Äußerung von einem Sprecher als Angehöriger einer Kultur getroffen und vom Empfänger als Träger der selben Kultur verstanden, so herrscht unabhängig von immer möglichen Wissensdifferenzen zwischen Individuen eine äußerst vorteilhafte Übereinstimmung der Konzeptwelten, die zur Ausgleichung konzeptueller Individualität besonders wertvolle Beiträge leistet.

2.2.4 Diskursmodell und aktuelle Gliederung

Komplexe Konzepte bestehen aus untergeordneten, verknüpften Konzepten, die wiederum sehr komplex sein können, darauf beruht der implizite Informationsreichtum. Werden in der ersten Phase des Sprachverstehens zunächst anhand der Lexikoneinträge aus dem Langzeitgedächtnis relativ einfache Konzepte aktiviert und zu Propositionen verbunden, so durchlaufen diese semantischen Einheiten in der zweiten Phase eine weitergehende Kognitivierung und werden miteinander zu informationsreicheren, spezifischeren Einheiten verschmolzen.

Den Mechanismus dafür beschreibt Johnson-Laird in der mental-model-Theorie. Propositionale Repräsentationen ermöglichen die Aktivierung der Klasse mentaler Modelle, für die alle in der Proposition enthaltenen Prämissen wahr sind. Zunächst wird arbiträr ein Modell der Klasse aktiviert bzw. erstellt. Anschließend beginnt die Konzeptualisierung der nächsten Proposition des Textes. Es kommt Information dazu, die entsprechend den in 1.2.4 beschriebenen Prozeduren auf der Grundlage von Koreferenz in das aktuelle Modell integriert wird. Dabei wird versucht, ein Modell zu aktivieren, das für die Prämissen aller vorhergehenden Propositionen und zusätzlich die der neuen Äußerung wahr ist.

Gelingt diese Integration, so beruht das Textverstehen von Proposition zu Proposition, von Äußerung zu Äußerung immer auf einem einzigen, Schritt für Schritt komplexer werdenden

Konzept, einem mentalen Modell, dass als Repräsentation für den gesamten Diskurs fungiert. Robin Setton spricht dabei in Anlehnung an Johnson-Laird von einem Diskursmodell.

Der beschriebene Prozess ist gleichzeitig der erste Schritt der Kontextwirkung. Kontextfreie Äußerungen sind vage, unverständlich, weil die spezifizierende, einengende Wirkung vorangegangener Äußerungen fehlt. Die Prämissen aus vorangegangenen Äußerungen, die in der von Johnson-Laird beschriebenen Prozedur für die Integration neuer Information in das Diskursmodell ausschlaggebend sind, sind gleichbedeutend mit dem Kontext, in dem eine Äußerung verstanden werden muss. Alternative und vom Standpunkt des korrekten Textverständnisses aus störende Verstehensmöglichkeiten werden damit reduziert, weil sie dem Kontext widersprechen. Mit der erfolgreichen Integration eines Konzeptes in das Diskursmodell kommt dieser Prozess jedoch nicht zum Stehen, sondern überführt das konzeptuelle Substrat in die höhere Phase der Anreicherung. Hierzu mehr in 2.3.1.

Es ist der als äußerst selten anzusehende Idealfall, dass über die Rezeption des gesamten Textes tatsächlich wie beschrieben nur eine Konzeptstruktur aufgebaut werden muss, in die der gesamte Textinhalt erfolgreich integriert werden kann. Zu unwahrscheinlich ist es, tatsächlich sämtliche Information eines Diskurses in einem einzigen mentalen Modell repräsentieren zu können, da Widersprüchlichkeiten, unzureichendes oder falsches Verstehen wie auch mangelnde Kohärenz des Textes die Modellbildung entscheidend erschweren. Schlägt die Prozedur fehl, so bleiben Konzeptstrukturen linear-propositional verknüpft. Im Fall der Verstehensversagens können sie sogar völlig isoliert voneinander stehen oder ganz verlorengehen. Erfahrungen, die Dolmetscherstudenten sicher abermals aus ihren ersten Versuchen in der Kabine bestätigen können.

Das Diskursmodell kann als komplexe, konzeptuelle Einheit wiederum in relativ abgegrenzte Bereiche gegliedert sein. Der Verstehende ist damit im Stande Elemente des Modells zu einander in Beziehung zu setzen und Inhaltsanteile als fremde Gedanken, als Inhalte von Äußerungen eines anderen, zu markieren. So erhält der Hörer die Möglichkeit, den gesamten Text unter eine globale Annahme von Einstellung, Intention und Motivation zu stellen.

Die Darstellungen von Kutz zur kognitiven Gliederung des Originals legen die Vermutung nahe, dass nicht nur der zu verstehende Text eine kognitive Gliederung aufweist, sondern in der mentalen Repräsentation des Textes, also im Diskursmodell, ein Widerhall dieser Gliederung zu finden ist. Kutz geht davon aus, indem er auf der kognitiven Gliederung basierende Schlüsselkonzepte als Hauptbestandteil der mentalen Repräsentation betrachtet. Gliederung heißt, dass Elemente einer Struktur aufeinander bezogen und motiviert geordnet werden. Das Diskursmodell gibt die nötigen Voraussetzungen dafür, da es vom Moment seines Entstehens an eine mehr oder weniger geordnete Struktur aus

aufeinanderbezogenen Elementen ist. Ein genauerer Blick auf die Prozeduren, die das Diskursmodell erstellen zeigt aber, dass Elemente bei ihrer Integration in das Diskursmodell auf Grund ihrer expliziten propositionalen Verknüpfung mit im Diskursmodell enthaltenen Elementen oder durch erkannte Koreferenz in dieses eingegliedert werden. Damit ergibt sich eine Modellstruktur, die statt regelhaft geordnet und gegliedert zu sein arbiträr die expliziten Textinhalte und koreferentielle Beziehungen abbildet. Es folgt daraus, dass Gliederung der mentalen Repräsentation in einem weiteren Schritt erfolgen kann.

Die Repräsentation von Basiskonzepten hat als Schlüsselkonzept im Diskursmodell besonderes Gewicht. Damit besteht eine Hauptleistung für die Gliederung der Diskursrepräsentation in der bei Kutz in 1.2.10 beschriebenen Erkennung der Diskurswertigkeit von einzelnen Elementen, um zu verhindern, dass im Modell irrelevante C-Information zentrale Gliederungspositionen einnimmt.

Die Gliederung des Diskursmodells muss nicht eins zu eins der erkannten kognitiven Gliederung des Ausgangstextes entsprechen. Sicher ist es häufig von Vorteil, das Verstehensprodukt kongruent zur auslösenden Äußerung zu strukturieren, vor allem unter dem Aspekt der Bedeutung der AT-Oberfläche für die Zieltextproduktion. Jedoch müssen effektivitätssteigernde Abweichungen davon möglich sein, wie aus der Beschreibung des generellen Äußerungsinhaltes einer Passage bei Kutz zu ersehen ist.

Eine wichtige Rolle spielen weiterhin die bei Kutz beschriebenen Relationsebenen. Eine Gliederung erhält ihre Effektivität durch die Einordnung von Elementen einer Ebene unter einem übergeordneten Element einer höheren Ebene. Die Kategorientheorien zeigen, dass auch mentale Konzepte in Ebenen gegliedert sind. Die Prototypentheorie beschreibt eine Basisebene als zentral für die kognitive Verarbeitung. Bei Kutz wiederum findet sich der Hinweis auf den Vorrang der mediorelationellen Ebene für die Rezeption. Dementsprechend ist zu erwarten, dass die Speicherung in hierarchischen Relationsebenen vergleichbar mit einem Karteisystem die Genauigkeit, Effektivität und Geschwindigkeit des Scannens der Diskursrepräsentation entscheidend unterstützt. Die konzeptuelle Gliederung wird zu einem nicht zu vernachlässigenden Kompetenzfaktor (siehe 3.2.2).

2.2.5 Die Repräsentationsfunktion der Konzeptstruktur

Bislang war sehr viel von den Eigenschaften komplexer Konzepte die Rede. Doch jede der beschriebenen Funktionen könnte auch auf der Basis anderer Formate mentaler Repräsentation erklärt werden. Tatsächlich ist zu vermuten, dass nicht komplexe sondern einfachste propositionale Formen der Kognition zu Grunde liegen, wenn nach den tiefsten Verarbeitungsprozessen, dem „Maschinencode“, gefragt wird, statt nach dem Informationsformat, dem sich die Sprachverarbeitung bedient. (Johnson-Laird 1983:165) Der folgende Abschnitt widmet sich derjenigen Eigenschaft, die komplexe Konzepte funktional

abhebt und für die Sprachverarbeitung unverzichtbar macht.

Ein wichtiges Charakteristikum mentaler Modelle ist, dass die gesamte Struktur Träger einer Repräsentationsfunktion ist. Das Modell in seiner Gesamtheit modelliert einen Sachverhalt. Als Vergleich stelle man sich das exakte, aus Sperrholz und Styropor gefertigte Modell eines Hauses vor. Die propositionale Form sei gleichgesetzt mit den Bauplänen, die jede Einzelheit bis zur Farbe der Dachziegel enthalten, und zwar kodiert in Zeichnungen, Ziffern und Zeichen, schwarz weiß auf Papier. Das Sperrholzmodell repräsentiert das Original auf direktere Art: Es hat kleine Dachziegel in der richtigen Farbe. Die Funktion der Strukturrepräsentation ermöglicht, dass durch eine einzige Operation Beziehungen zwischen allen Elementen des Modells hergestellt werden können. Im Fall der Hausmodells ist es sicher möglich, anhand der Baupläne die Platzierung der Wohnzimmermöbel zu planen. Doch dürfte das eine relativ langwierige Anstrengung sein. Dagegen reicht ein kurzer Blick auf das Modell. (Johnson-Laird 1983:156ff.)

Nicht alle möglichen Beziehungen zwischen allen Elementen sind explizit als Inhalt der Propositionen des Ausgangstextes angegeben. Die impliziten Inhaltsteile können aus der propositionalen Form abgeleitet werden, es sind Prozeduren möglich, die solche Inhalte durch logische beziehungsweise heuristische Operationen anhand expliziter Propositionen verfügbar machen. Ein Modell, das aus einem Set von Propositionen erstellt wurde, enthält ja nicht plötzlich mehr Information. Der bedeutende Unterschied liegt im Format, in der Frage der Verfügbarkeit einzelner Informationsanteile. Ein starkes Beispiel dafür gibt Johnson-Laird. Eine Textpassage bei Conan-Doyle beschreibt, wie Sherlock Holmes und Doktor Watson in das Haus des Charles Augustus Milverton eindringen. In einer langen Kette von Beschreibungen erhält der Leser angefangen an der Veranda des Hauses komplexe Orts- und Richtungsangaben, die durch reichhaltig detaillierte Beschreibungen des Interieurs von Milvertons Wohnsitz ergänzt werden. Am Ende stellt Johnson-Laird die Frage, aus welcher Richtung die Protagonisten auf die Veranda getreten sind. Kaum einer von hundert Testhörern war in der Lage, die Frage richtig zu beantworten. Erst nach erneutem, ausführlichen und mühevollen Durchdenken der einzelnen Sätze kam es zu einer richtigen Antwort. (Johnson-Laird 1983:159f.)

Warum aber ist der Prozess der mentalen Modellbildung notwendig, wenn doch die gesamte notwendige Information auch schon in den propositionalen Formen, in der semantischen Oberflächenstruktur, verfügbar waren? Ein entsprechend programmierter Computer könnte in Sekundenbruchteilen die richtige Antwort ausgeben. Der gravierende Unterschied besteht darin, dass das Scannen eines Modells eine Operation ist, während propositionsbasierte Schlüsse eine Vielzahl von aufeinander aufbauenden Operationen benötigen, um das gleiche Ergebnis zu erzielen. Besonders auffällig wird der Verarbeitungsunterschied, wenn man an die Stelle von Milvertons Haus das eigene setzt, von dem anzunehmen ist, dass es

als komplexes Modell mental verfügbar ist. Wie einfach wäre nach einmaligem, unangestregtem Hören die Beantwortung der Frage gewesen!

Johnson-Lairds Beschreibung der Struktur mentaler Modelle lässt einen weiteren Schluss zu. Es muss Bereiche innerhalb eines komplexen Konzeptes geben, die relativ eigenständig aktiviert sein und bearbeitet werden können und zu anderen Konzeptbereichen in Beziehung treten können. So ist im Beispiel von Milvertons Haus die Katze und Watsons Schreck Teil des Konzeptes, wird aber bei den mentalen Prozessen zur Lösung des räumlichen Problems nicht oder kaum aktiviert.

Dieser Punkt wirft erneut Fragen auf. So werden mentale Modelle, Frames und andere Formen komplexer Konzepte als stabil beschrieben. Ihre herausstehende Eigenschaft besteht gerade darin, dass ein Konzeptteil alle anderen mitaktiviert. Wie verhält sich also Aktiviertheit von Information zu dem Gesamtinhalt eines komplexen Konzeptes? Gibt es möglicherweise innerhalb der Struktur mehrere Ebenen und Bereiche von verschiedener Aktivierungsstärke? Vertrüge sich das mit der Annahme von stabilen Konzeptstrukturen? Was beeinflusst, welche Regionen Aufmerksamkeit erhalten, also aktiviert werden? Kann man die Außengrenzen eines Konzeptes fest umreißen? Dieser Fragenkomplex soll zeigen, dass die Einsichten in das Wirken kognitiver Prozesse noch bei weitem nicht ausreichend sind, um Sprachverarbeitung vollständig erklären zu können.

2.2.6 Zusammenfassung der zweiten Phase

Die zweite Phase setzt ein, wenn durch die Äußerungen des AT aktivierte und in Propositionen verbundene Konzepte miteinander zu einem komplexen Konzept verbunden werden. Welches Konzept durch ein Lexem aktiviert wird, entscheidet eine Cue Validity in Verbindung mit von der aktuellen Kultur abhängigen Defaults.

Die Konzepte des Substrates weisen einen immensen Reichtum an impliziter Information auf. Neben festen Belegungspositionen gibt es Slots, die mit aktuellen Werten gefüllt werden. Auch dabei wirken Defaults. Der Inhalt komplexer Konzepte, ihre Slots und Defaults sind als Resultat individueller Erfahrung kulturabhängig. Explikation und Inferenz ermöglichen Kommunikation über die Grenzen kultur- und individualitätsbedingt voneinander abweichender Konzeptvorräte hinweg.

Aktivierte Konzepte streben danach, zu verschmelzen. Im Idealfall hat ein Rezipient von einem Text ein konzeptuelles Substrat, dass nur aus einem Diskursmodell, einem einzigen komplexen Konzept, besteht und das die gesamte explizite und implizite Information in sich vereint. Im Diskursmodell können die Schlüsselkonzepte in einer überarbeitenden Prozedur auf effektive Art gegliedert werden. Diese Prozedur ist bewusst einsetzbar. Diese Gliederung muss nicht der AT-Gliederung entsprechen. Sie beruht auf Intention, Wertung und Rezeptionsstrategie des Empfängers.

Komplexe Konzepte repräsentieren Sachverhalte als Modell durch ihre gesamte Struktur. Durch Scanning können auf im Vergleich zu Propositionen effektivere Art und Weise Beziehungen zwischen Elementen impliziert werden. Diese Funktion wird durch eine effektive Gliederung des Konzeptinhalts bedeutend unterstützt.

Eine offene Frage: Wie verhält sich die angenommene Stabilität komplexer Konzeptstrukturen zur Möglichkeit der Einzelaktivierung von Konzeptbereichen?

2.3 Dritte Phase: Anreicherung

Das konzeptuelle Substrat hat als einfache Diskursrepräsentation noch keinen Endzustand erreicht. In einer dritten Phase erfahren die gegliedert miteinander verknüpften Konzepte einen Anreicherungsprozess, der das Substrat zur vollwertigen mentalen Repräsentation des AT-Inhalts entwickelt und ihm mehr Ähnlichkeit zum Konzeptwissen gibt.

Die Anreicherungsprozesse sind maßgeblich daran beteiligt, eine Repräsentation zu erstellen, die den mentalen Inhalten des Senders bei der Texterstellung so nah wie möglich kommt. Äquivalenz zwischen Gedankeninhalten, wie sie Otto Kade vom Translator fordert, muss in der dritten Phase erreicht werden.

Die Basis für Anreicherung der Diskursrepräsentation ist der Kontext, der in textuellen Kontext, auch als Kotext bezeichnet, und situativen Kontext unterschieden werden kann. Der Kontext schließt auch das Wissen des Empfängers ein.

2.3.1 Referentielle Anreicherung

Der referentielle Aspekt der Anreicherungsphase besteht darin, dass die Konzepte, die das Diskursmodell bilden, sowie ihre konstituierenden Teilkonzepte durch zusätzliche Querverbindungen stärker verknüpft werden. Wissenskomplexe werden auf bisher nicht referierte Objekte bezogen, indem zwischen Teilkonzepten einer Struktur mit Teilkonzepten einer anderen Struktur Identitätsbeziehungen hergestellt werden. Das Diskursmodell erhält größere inhaltliche Tiefe. Wladimir Kutz beschreibt, wie durch die „gleichzeitige Aktivierung („Kreuzung“) mehrerer Konzepte [...] AMALGAM aus mehreren gleichzeitig aktivierten Konzeptstrukturen, die miteinander dynamisch interagieren,“ entsteht. (Kutz: Konzeptuelles Substrat:18)

Hier gewinnt die offene Frage aus 2.2 an Bedeutung. Wenn tatsächlich die gesamte Konzeptstruktur und damit jede mögliche Relation gleichzeitig aktiviert ist, dann wäre eine noch weitergehende Elaborierung überflüssig. Nichtsdestotrotz ist der Effekt zu beobachten, dass mit fortschreitender Zeit ein schwieriger Text zunehmend intensiver verstanden wird. Schon nach dem ersten Hören hat man einen Überblick über die einzelnen Gedanken, kann sie zueinander und zu anderen Aspekten des Themas in Beziehung setzen. Und erst nach etwas zusätzlicher Zeit werden tiefere Zusammenhänge bewusst und man begreift eine

größere Tragweite des Gesagten.

Durch die referentielle Anreicherung des Diskursmodells entstehen Makrostrukturen. Diese können als Repräsentation von Äußerungen, Abschnitten und ganzen Texten angesehen werden, was die Ansicht untermauert, dass der Gesamttext, beziehungsweise größere Elemente als die üblicherweise in der klassischen Linguistik untersuchten Wörter und Sätze, als Makrozeichen untersucht werden können. In einem der peirce'schen Semiose entsprechenden Prozess wirken diese Makrostrukturen erneut als Auslöser von weiterentwickelten Konzepten, so dass sie auch als Makrozeichen zu betrachten sind. Die Anreicherung schreitet voran, bis sie durch das Fehlen von entweder Zeit oder Verarbeitungskapazität begrenzt wird.

2.3.2 Verankerung im Wissen

Durch die Kombination mehrerer Konzepte entsteht eine Struktur, die größere Cue Validity besitzt, als ihre Einzelteile, so dass das Ganze größer ist, als die Summe der Einzelteile. Die komplexere Struktur, die möglicherweise schon Teil des Diskursmodells ist, kann die Aktivierung von entwickelteren, stabileren Konzepten aus dem Wissensvorrat des Hörers bewirken.

„Die Enkelin bringt der Großmutter etwas zu essen. Die Großmutter wohnt in einem Häuschen auf einer freundlichen Waldlichtung. Der Jäger schaut gern im Haus der Großmutter vorbei. Ein Wolf treibt sich seit längerer Zeit im Wald herum.“ Diese Beispielsätze könnte ein Hörer ohne weiteres zu einem einfachen Diskursmodell verarbeiten. Keine der Repräsentationen eines der Einzelsätze sollte für sich genommen genügend Cue Validity besitzen, um weitergehend das Konzept ROTKÄPPCHEN zu aktivieren. Man kann davon ausgehen, dass der Hörer erst ein einfaches Modell des Sachverhalts aufbaut, eine relativ nichtssagende Szene, mit der die Verarbeitung in der zweiten Phase enden könnte. Der Hörer hat ein kohärentes, gegliedertes und vollständiges Verständnis des Textinhalts erreicht, das der Translator in einen ZT umsetzen könnte.

Doch sobald die Einzelkonzepte gruppiert und strukturiert sind, wird mit größter Wahrscheinlichkeit in einem weitergehenden Verarbeitungsschritt das Konzept ROTKÄPPCHEN ausgelöst. Die scheinbar komplette Repräsentation des Textinhalts erfährt eine explosionsartige Anreicherung mit Information. Wo zuvor die Idee eines Körbchens in der Hand des Mädchens völlig abwegig war, ist sie plötzlich nicht wegzudenken und es scheint klar zwischen den Textzeilen zu stehen, dass sich Brot und Wein darin befinden müssen. Es darf angenommen werden, dass der Sender bei der Textproduktion diese Gedankeninhalte ebenfalls aktiv hatte. Das Verständnis wäre ohne diesen Schritt sehr unvollkommen gewesen. Es hätte sich, trotz der korrekten Verarbeitung und Strukturierung der Äußerungsinhalte, nur um das Verstehen der belanglosen Oberfläche gehandelt, ohne

Erfassen wichtiger impliziter Anteile, die das eigentliche Schlüsselkonzept bilden. Das Beispiel zeigt: Weiterführende Elaborierung der Verstehensergebnisse kann zur Aktivierung von relevanten und nützlichen Wissensbeständen führen.

Im Beispiel beschränkte sich der relevante Kontext auf einen sehr überschaubaren Abschnitt. In der Praxis erstrecken sich relevante Kontexte meist über den gesamten Text und weit darüber hinaus. In dem Moment, in dem ein Redner auf das Motto der Konferenz hinweist und damit die thematische Ausrichtung seiner Rede erläutert, wird deutlich, wie wichtig die korrekte Zuordnung von Referenz auch in linguistisch scheinbar einfachen Fällen ist. Gelingt die Auflösung nicht, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass der Verstehende große Anteile des Textinhalts mühevoll in schwach verankerten, aktuell erstellten Konzepten aktiv halten muss. Das alles zusammenfassend beinhaltende Wissenspaket ist zwar stabil in seinem Gedächtnis gespeichert, aber sein Verständnis der Äußerung entfaltet nicht genügend Kraft zu dessen Aktivierung.

Der Moment, in dem Wissensbestände des LZG im Diskursmodell mit den von der aktuellen Äußerung aktivierten Konzepten und ihrem textuellen Kontext in Berührung kommen, zeigt, dass Verstehen und Gedächtnis nicht voneinander zu trennen sind. Besondere Bedeutung erhalten die verschiedenen Gedächtnisformen bei der Frage nach Kompetenz und Verarbeitungslast.

2.3.3 Auflösung konzeptueller Individualität im Kontext

In den Abschnitten zur Individualität von Konzepten und zur referentiellen Anreicherung wird deutlich, dass es für eine Äußerung keine stabile Bedeutung unabhängig des Diskurses geben kann. Die Referenz von Äußerungselementen wird entsprechend der Sprecherintention durch Koreferenz in größeren Zusammenhängen spezifiziert und in komplexen Konzepten erweitert. Brown und Yule betonen die Rolle der Intentionalität bei der Referenz sprachlicher Ausdrücke. Referenz wird häufig nicht als Eigenschaft eines Sprachzeichens sondern als Resultat der Verwendung des Zeichens durch den Sprecher definiert. Für erfolgreiche Kommunikation ist also ausschlaggebend, was der Sprecher mit einem Ausdruck sagen will. (Brown / Yule 1983:205ff.)

Wenn für eine Äußerung verschiedene Extensionen möglich sind, aber nicht klar ist, welche aus einer Menge von möglichen gewählt werden muss, wird ein Default aktiviert, der unter anderem von der aktuellen Kultur des Hörers abhängig ist. Die hier zu erwartenden Abweichungen zur vom Sprecher intendierten Referenz können durch den Kontext aufgelöst beziehungsweise bis zur Irrelevanz abgemildert werden.

Kohärenz und Sinnkonstanz sind unerlässlich für den Aufbau eines Diskursmodells und zur Integration neuer Konzepte. Der vorhergegangene Text wirkt insofern einengend auf die möglichen Referenzen einer Äußerung, indem er Prämissen vorgibt, die für eine erfolgreiche

Integration des neuen Konzeptes erfüllt werden müssen und damit zunehmend weniger Varianten und konzeptinhaltliche Abweichungen neben dem vom Sprecher intendierten Inhalt zulässt. Mit einfachen Worten, das ins Diskursmodell zu integrierende neue Konzept darf dem zuvor verstandenen Inhalt nicht widersprechen. Tut es das doch, wird entsprechend den rekursiven Prozeduren bei Johnson-Laird versucht, das zu integrierende Konzept und das Diskursmodell dahingehend zu verändern, dass es den vorhergehenden Prämissen und den Bedingungen der aktuellen Äußerung entspricht. Ganze Konzepte können ausgetauscht werden, Slots mit Defaults werden korrigiert.

Dieser ständige Abgleich des nach Möglichkeit gesamten Textinhalts in einem einzigen Diskursmodell führt zu einer Repräsentation, die mit wesentlich größerer Wahrscheinlichkeit der des Senders entspricht, als es die einfachen Repräsentationen linear angeordneter Äußerungen könnten. Das konzeptuelle Substrat nähert sich dem intendierten Inhalt des Sprechers und dessen Konzeptinhalten an. Dieser Prozess wird sicher nie ganz vollständig sein. Ein kleiner, idealerweise irrelevanter anders verstandener Rest bleibt in den allermeisten Kommunikationen.

Der Sprecher ist häufig in der Lage, solche Störungen des Verstehens vorrauszusehen. Entsprechend den Grice'schen Prinzipien der Kooperation ist er bemüht, notwendigen Kontext bereitzustellen, der die Konzepte des Hörers auf gewünschte Weise spezifiziert. (Brown / Yule 1983:207) So ist es in Abhängigkeit von Kultur, Wissensvorrat und Einstellung der Hörer möglich, dass Textteile, die für den einen Empfänger völlig redundant sind, für einen anderen erst zum richtigen Verstehen führen.

Ein Risikofaktor hierbei besteht im kognitiven Vorurteil. Aktivierte komplexe Konzepte müssen, wie gezeigt wurde, nicht unbedingt der Sprecherintention entsprechen. Auch besteht die Gefahr der Aktivierung von Defaults trotz explizit gegebener Information und der Frame überlagert den Textinhalt. 'Die Tasse ist runtergefallen' aktiviert KAPUTT, auch, wenn der Sprecher das gar nicht sagen wollte und die Tasse den Sturz überlebt hat. Je stärker sich der Translator auf Implikation und sein Vorwissen verlässt, desto stärker ist er vom kognitiven Vorurteil bedroht und desto mehr bedarf es effektiven Monitorings, um dieses Risiko auszugleichen.

2.3.4 Pragmatische Anreicherung

Mit dem Vorliegen eines Diskursmodells, das die wichtigsten Konzepte des Diskurses zueinander in Beziehung setzt und dabei auch ein Modell der Kommunikationssituation einschließt, ist es möglich, den Inhalt des Modells um den pragmatischen Aspekt zu erweitern. Pragmatik steht dabei für die Wirkung, die ein Text als Handlung im Diskurs auf die Kommunikationsteilnehmer hat.

Funktionen wie Kontrolle und Lenkung bei De Beaugrande und Dressler (de Beaugrande /

Dressler 1981:131), die darauf abzielen, durch Sprachhandeln Einfluss auf den Kommunikationspartner zu nehmen, erfordern die Möglichkeit, die Wirkung verschiedener Äußerungen beim Hörer zu antizipieren und damit zu planvoll die gewünschte Reaktion hervorzurufen. Planvolles Handeln setzt eine mentale Repräsentation des Problemraumes voraus, der im Fall der Kommunikation aus den relevanten Merkmalen der Situation einschließlich der relevanten Menge von Wissen und Annahmen der Gesprächspartner besteht. Pragmatisches Sprachhandeln kann damit nur auf der Grundlage eines funktionierenden Situationsmodells als Teil des Diskursmodells stattfinden.

Die in 2.3.2 beschriebene Funktion der Verankerung im Vorwissen durch referentielle Anreicherung ist notwendig, um pragmatisches Situationswissen, vor allem Wissen und Annahmen über Intentionen und Motivationen des Senders, richtig auf die Inhalte seiner Äußerungen zu beziehen, um daraus weitere Inferenzen über Ziel und Motivation der aktuellen Äußerungsinhalte zu ziehen. Die Anreicherung des Diskursmodells mit pragmatischer Information ist folglich in der dritten Phase des Sprachverstehens zu verorten. Die Pragmatik eines Textes ist zum größten Teil implizit. Die vom Sprecher erwünschten Wirkungen können sowohl die Funktion des Gesamttextes in seiner spezifischen Situation als auch Funktionen von Textteilen bis hin zu Äußerungsteilen sein. Setton deutet an, dass pragmatische Marker ihre Wirkung entfalten, ohne dabei etwas zum eigentlichen, thematischen Inhalt beizutragen. Pragmatikträger werden faktisch beim Auslösen der intendierten Wirkung beim Empfänger verbraucht, ohne notwendigerweise Spuren in dessen mentaler Repräsentation zu hinterlassen.

Doch der Translator ist nicht das Ziel der Sprachhandlung. Für eine vollwertige mentale Diskursrepräsentation müssen pragmatische Relationen verstanden und in das Diskursmodell aufgenommen werden. Subjekte und Objekte einer Sprachhandlung werden als Tokens der mentalen Repräsentation durch die Handlungsintention verbunden. Die Integration des pragmatischen Aspektes ist damit ein besonderes Merkmal dolmetschspezifischer Sprachrezeption, durch das sie sich entscheidend von Rezeption in Standardkommunikation unterscheidet. (Setton 1999:8) Wobei eingeräumt werden muss, dass auch Nichttranslatoren durchaus ein nicht unbeträchtliches Interesse daran haben können, durch genaues Hinhören die Intentionen ihrer Gesprächspartner zu verstehen.

Von großer Bedeutung für die pragmatische Anreicherung des Diskursmodells ist die in 2.2.4 beschriebene Fähigkeit, konzeptuelle Inhalte als Gedanken einer anderen Person zu speichern. Daraus erwächst die Möglichkeit, den gesamten Äußerungskomplex einer Person mit Annahmen über dessen Intentionen und Motivationen zu markieren. Das ist ein Ersatz für die Ableitung von Intention aus Einzeläußerungen, die durchaus an Detektivarbeit erinnern kann und unter den Umständen des Simultandolmetschens schwerlich machbar ist. Außerdem kann eine erfolgreich inferierte pragmatische Annahme zu einer Äußerung gegen

die globale angenommene Sprecherintention geprüft und, falls nötig, korrigiert werden.

2.3.5 Zusammenfassung der dritten Phase

Die dritte Phase läuft an, wenn mehrere aktivierte Konzepte zu komplexen Strukturen verschmolzen sind. Den Hauptanteil hat dabei die Integration von Konzepten in das Diskursmodell.

Vertiefendes Verstehen erfolgt auf der Basis des Kontexts. Durch Koreferenz werden zuvor isolierte Wissensbestände miteinander verknüpft, das Diskursmodell wird mit neuen Konzeptstrukturen angereichert, so dass scannen der Diskursrepräsentation zu reicherer Information führt, was mit vertieftem Verstehen des Sachverhalts gleichzusetzen ist.

Die neugebildeten Konzeptstrukturen wirken als Makrozeichen stärker, als die Einzelzeichen früherer Phasen, um spezifische Konzepte im Langzeitgedächtnis zu aktivieren, von denen sie im Diskursmodell ersetzt werden. Dieses wird auf diesem Wege so weit als möglich im Wissen verankert. Es kommt zur explosiven Anreicherung mit implizitem Konzeptwissen aus allen Wissensbereichen, Welt-, Situations- und Fachwissen.

Im Kontext werden Konzepte vielfach spezifiziert, womit die möglichen konzeptinhaltlichen Varianten eingeengt werden. Durch explizite Erklärungen, die der Sender häufig absichtlich anbietet, werden individuelle und kulturelle Inhaltsabweichungen weiter abgeschwächt.

Durch das kognitive Vorurteil kann es zur Überlagerung des Textinhaltes durch implizite Konzeptinhalte des Verstehenden kommen, die das konzeptuelle Substrat verzerren und von der Sprecherintention entfernen.

Das Diskursmodell wird pragmatisch angereichert, indem inhaltliche Information mit Annahmen zu Intention und Motivation des Sprechers verknüpft wird. Zur Überprüfung und Korrektur nutzt der Empfänger die globale Annahme über Intention und Motivation aus dem Situationswissen, die auf die gesamten Äußerungen des Sprechers bezogen wird.

Kapitel Drei: Dolmetschkompetenz und das konzeptuelle Substrat

3.1 Dolmetschspezifische Rezeptionskompetenz

Das Ziel der vorliegenden Arbeit besteht in der Beschreibung des konzeptuellen Substrates in seiner Relevanz für die Dolmetschkompetenz. Um zu klären, wie die oben erarbeitete Hypothese sich zur Kompetenz verhält, muss zuvor festgestellt werden, was Dolmetschkompetenz eigentlich ist. Das Leipziger Kompetenzmodell beschreibt die Kompetenz im Konferenzdolmetschen als die Summe aus Fähigkeiten und Fertigkeiten, die

teils transitiv, das heißt auf das Dolmetschen übertragbar, teils dolmetschspezifisch sind. Die Teilkompetenz Rezeptionsfähigkeit setzt sich dabei zusammen aus Fertigkeiten im Umgang mit den Faktoren Erwartungsschema, Konzeptualisierung, Wichtung und Gliederung, Pragmatik, Kultur zu denen die Sprachkompetenz hinzukommt.

Verstehensstrategien sind möglich durch die bewusste Steuerung des Fokus der Verstehensdimensionen und Verstehenstypen. Rezeptionskompetenz ist notwendig, um für eine aktuelle Äußerung Zugang zu möglichst sämtlichen Verstehenstiefen zu erlangen. Strategien dienen dabei in erster Linie dazu, eine qualitativ hochwertige Umsetzungsbasis für die Zieltextproduktion zu erstellen. (Kutz 2005c:4ff.) Im Einklang mit dem Kompetenzmodell kann die Rezeptionskompetenz als Kompetenz im Aufbau eines konzeptuellen Substrates definiert werden.

Ein weiterer wichtiger Beitrag zur Kompetenzfrage im Dolmetschen ist Daniel Giles Effort-Modell. Die Theorie modelliert nicht den prozessualen Ablauf der Translation, sondern die damit verbundenen Anforderungen an den Dolmetscher, die quantifiziert und mit den Translationshandlungen in Zusammenhang gebracht werden. Kognitive Prozesse werden in automatisierte und nichtautomatisierte aufgeteilt. Nichtautomatisierte Prozesse benötigen zu ihrer Durchführung Verarbeitungskapazität, kognitive Ressourcen, von denen Aufmerksamkeit die wichtigste ist. Dem Translator steht zu einem Zeitpunkt nur ein begrenzter Vorrat dieser Ressourcen zur Verfügung. Der Konferenzdolmetscher operiert, wie Gile in seiner *tightrope hypothesis* darstellt, häufig an der Überlastungsgrenze. (Setton 2003:45), Dadurch konkurrieren vor allem beim Simultandolmetschen mehrere parallel auszuübende und anzuwendende Fähigkeiten und Fertigkeiten um die nötige Aufmerksamkeit. Die für die Realisierung einer Teilhandlung aufgewendeten kognitiven Ressourcen bezeichnet Gile als *Effort*. (Gile 1995:161ff.)

Da der Vorrat an Verarbeitungskapazität begrenzt ist, muss der Sinn einer Dolmetschstrategie auch darin bestehen, einen Effortvorteil zu schaffen. Damit sind solche Strategien die geeignetsten, deren Anwendung zum konkreten Zeitpunkt der Translation keinen oder wenig zusätzlichen Effort fordert, und die Aufmerksamkeitsinvestition lohnend macht.

The law of the least effort wird von Daniel Gile durchaus auch kritisch gesehen. Es kann dazu führen, dass Inhalt nicht übermittelt wird, der vom Dolmetscher als irrelevant und damit als Kräfteverschwendung eingeschätzt wird. (Gile 1995:203) Hier wird eine Frage der Qualität von Zieltexten und der professionellen Ethik berührt, die wohl solange nicht restlos gelöst werden kann, wie es keine anerkannten, festgeschriebenen Translationsregeln gibt, anhand derer das ideale Translat festzustellen wäre. So kann es in Grenzfällen sehr schwierig sein, zu entscheiden, ob eine Kompression unter Inhaltsverlusten vertretbar war. (Kutz 1988:191ff.) Die Regel der Krafteinsparung ist somit ein wichtiger Schutzmechanismus

für den ohnehin an der Grenze der Leistungsfähigkeit operierenden Translator, der aber auf das unbedingte Minimum begrenzt werden muss. (Gile 1995:206)

Der Faktor Gedächtnis ist untrennbar mit Rezeptionsprozessen verbunden. Zum ersten, da wie in Phase eins und drei sichtbar ist, bei der Rezeption von Zeichen mentale Repräsentationen aktiviert werden, die Inhalt des LZG sind. Und zum zweiten, da, wie in Phase zwei deutlich zu erkennen ist, Konzepte in Aktivierungs- und Integrationsprozessen umgeformt werden. Der Ort dieser Verarbeitung wird meist als Arbeitsgedächtnis definiert und muss mit dem Kurzzeitgedächtnis in Verbindung gebracht werden. Hier muss einflussreiche Studie Millers erwähnt werden, der mit der Zahl sieben die Kapazität des Kurzzeitgedächtnisses für aktivierte Konzepte feststellte (Setton 2003:43). Es ist anzunehmen, dass diese Kapazitätsbegrenzung in ähnlicher wenn nicht gleicher Weise für das Arbeitsgedächtnis gilt. Strategien, die eine weniger intensive Belegung der begrenzten Slots des Arbeitsgedächtnisses ermöglichen, versprechen also, sehr effektiv zu sein.

Aus der zeitlich progressierenden Entwicklung des konzeptuellen Substats resultiert eine weitere Bedeutung für die Kompetenz: Repräsentationen höherer Phasen sind vollständiger und leichter handhabbar. Eine Repräsentation, die nicht die Phase der Anreicherung erreicht, muss als unvollkommen angesehen werden. Und doch ist es kein seltener Ausnahmefall, dass der Verstehensprozess auf einer der niedrigeren Stufen ins Stocken gerät. Robin Setton spricht in diesem Zusammenhang vom *principle of incrementality*, wonach die Bedeutungsbildung durch den Translator sowohl auf stark wie auch auf schwach entwickelten und angereicherten Repräsentationen von Äußerungsinhalten basiert. (Setton 1999:270) Setton sieht im Anteil schwach entwickelter Konzepte einen Grund für Qualitätsverluste. (Setton 1999:281) Dementsprechend sind Strategien gefordert, die es der mentale Repräsentation erleichtern, ihren Endzustand zu erreichen.

3.2 Schlussfolgerungen für die Dolmetschkompetenz

Das Ziel dieser Arbeit ist praktischer Natur. Anhand einer ausführlichen Beschreibung mentaler Repräsentation soll dem Translator die Möglichkeit gegeben werden, seine Rezeptionsleistung durch Training und effektiven Einsatz von Strategien zu verbessern und damit seine Translationskompetenz zu erhöhen. Im Folgenden sollen auf Grundlage der erläuterten Charakteristika der dolmetschspezifischen Rezeption Ansatzpunkte für strategisches Handeln gesucht werden. Dabei soll es, von einigen illustrierenden Beispielen zu jedem Aspekt abgesehen, nicht um Vorschläge konkreter Strategien gehen. Diese hängen erstens stark von der Person des Translators und der Spezifik eines Dolmetschauftrages ab. Zweitens erfordern konkrete Strategien und Trainingsmethoden eine tragfähige, didaktische Grundlage, die den Rahmen dieser Studie sprengen würde und Teil weiterführender Arbeiten sein muss.

3.2.1 Wortgeleitete Umsetzung

Die Translation anhand des Wortlautes wird, obwohl in der wegweisenden Sinntheorie der Pariser Schule fast vollkommen abgelehnt und heftig diskutiert, von vielen Translationsforschern und Lehrern als mögliche Translationsstrategie angesehen. Marianne Lederer erweitert die Sinntheorie um die wortgeleitete Translation von Fachtermini, Internationalismen und Eigennamen. Setton betrachtet sie als sparsame Abkürzung des vollständigen Sprachverarbeitungsprozesses (Setton 1999:80-81), Kutz ordnet praxisnah verschiedenen Text- und Situationstypen eine semantischgeleitete Dolmetschstrategie zu. (Kutz 2005b:9)

Die Dolmetschpraxis kennt ohne Zweifel Fälle, in denen das Verständnis des Textes nicht über die erste Phase hinauskommt. Und selbst bei erfolgreichem Durchlaufen der höheren Phasen sind Anlässe denkbar, um sich bei der Umsetzung mehr auf die Repräsentation der ersten Phase zu stützen.

Der einfachste Fall wortgeleiteter Umsetzung ist derjenige, der durch Danica Seleskovič in der Sinntheorie stark angegriffen wird. Es wurde gesagt, dass die Sprachverarbeitung nicht zwangsweise erfolgreich alle Phasen durchläuft. Scheitert eine Phase vollständig, stoppt der Prozess für die aktuelle Äußerung und es steht nur das einfache Ergebnis der letzten erfolgreichen Phase zur Verfügung. Scheitert demnach die Verschmelzung der semantischen Einzelkonzepte, ihre Integration in das Diskursmodell, so besteht das Verstehensergebnis allein in der Menge der Kernbedeutungen, die stark von den Defaults des Translators geprägt ist. Sowohl die Bildung der Diskursrepräsentation als auch komplexe Anreicherungen, die über die Wirkung lokaler, direkt in der ersten Phase aktivierter Frames hinausgehen, sind unmöglich.

Diesen Fall kennt zur Genüge der Student, der schamrot und vollkommen unvorbereitet zur Übung kommt, ohne auch nur zu wissen, zu welchem Thema er denn zu dolmetschen hat. Wenn die Anlage eines Diskursmodells im Vorraus unmöglich ist, wird häufig die erste Phase nicht überschritten. Solche Situationen sind nach Möglichkeit auszuschließen. Treten sie dennoch ein, muss intensiv Schadensbegrenzung betrieben werden. Dabei kann sich der Translator mit Glück auf das kommunikative Entgegenkommen und die Inferenzfähigkeit des Hörers stützen.

Ein anderer Fall wortgeleiteter Translation sind bewusste, strategische Entscheidungen, wie sie in den Vorschlägen Lederers, Gerver und Setton anklingen und von Kutz in sein dolmetschstrategisches Paradigma eingearbeitet wurden. Hier muss wiederum in zwei Anlässe unterschieden werden. Zum einen kann der Text oder die Situation eine wortgeleitete Strategie anraten. Zum anderen kann die Belastungssituation den Dolmetscher dazu veranlassen, durch eine wortgeleitete Strategie Effort einzusparen.

Eigennamen, Internationalismen und Fachtermini sind Lexeme, die über direkte

Äquivalenzbeziehungen zwischen verschiedenen Sprachen verfügen. In der Darstellung Anne de Groot entsprechen sie den Typen 1, 3 oder 5. Für eine Umsetzung ist dementsprechend schon die Form der ersten Phase geeignet. Doch hier darf auf keinen Fall außer Acht gelassen werden, dass diese Äußerungsteile wichtigen impliziten Inhalt beitragen. Es handelt sich nicht selten um Teile von Basissachverhalten. Damit ist die Einsparung von Effort beim Verstehen ein Trugschluss. Das Konzept ist für ein funktionierendes, vollständiges Diskursmodell unabdingbar. Es geht den Forschern, die solche Strategien vorschlagen nicht um Einsparung von Effort bei der Rezeption, sondern um das Erreichen einer hohen Qualität des ZT, die bei den oben aufgelisteten Arten von Lexemen auf Basis einer stärker semantischen als konzeptuellen Repräsentation zu erreichen ist. Besonders Texte, in denen das kognitive Vorurteil ein besonderes hohes Risiko darstellt, Verhandlungen auf höchster Ebene, emotional aufgeladene Streitgespräche oder Gerichtsverhandlungen, werden vorzugsweise semantisch geleitet gedolmetscht.

Die Einsparung der Verarbeitungslast in den höheren Stufen wäre ebenfalls als möglicher Grund denkbar, der den Translator veranlaßt, seine Verarbeitung auf die erste Phase zu reduzieren. Auslöser dafür könnten in extremer Müdigkeit, mangelnder Kompetenz, Dolmetschen ohne Vorbereitung oder in anderen translatorischen Extremsituationen bestehen, Situationen, die vorkommen, aber zu vermeidende Ausnahmen darstellen. Die strategische Entscheidung zur Efforteinsparung in den höheren Phasen durch Nutzung der Verstehensprodukte der ersten Phase als Umsetzungsbasis wird von der hier vorgebrachten Hypothese scheinbar gestützt, dennoch muss sie abgelehnt werden. Schon die Erfahrungen von Anfängern in der Ausbildung zeigen, dass die Schwierigkeiten, aus stark semantischem und nicht durch ein Diskursmodell gestützten Material einen kohärenten Zieltext zu formulieren, an eine Einsparung von Effort nicht denken lassen. Der Effekt dieser Strategie wäre kontraproduktiv.

3.2.2 Konzeptualisierung und Diskursmodell

Das Diskursmodell ist der Angelpunkt des Rezeptionsprozesses. Auf mehrere Kompetenzaspekte muss in direktem Zusammenhang mit der Verfügbarkeit und der Qualität der Diskursrepräsentation in einem einzigen komplexen Konzept eingegangen werden.

Die Verbindung mehrerer mentaler Inhaltseinheiten zu einer einzigen wird besonders seit der bekannten Studie Millers zur Kapazität des Kurzzeitgedächtnisses diskutiert. (Setton 2003:43) Chunking ist seitdem von vielen Autoren im Zusammenhang mit kognitiver Kompetenz betrachtet worden. Die Verschmelzung der Einzelkonzepte der ersten Verstehensphase zu komplexeren Konzepten und ihre Integration in ein Diskursmodell in der zweiten Phase ist mit Chunking identisch. Wenn man für das Arbeitsgedächtnis ähnliche Bedingungen wie für das von Miller untersuchte Kurzzeitgedächtnis annehmen kann und

weiterhin davon ausgeht, dass das Diskursmodell ein einziges, enorm komplexes Konzept ist, dann ist der Vorteil offensichtlich: Die Aktivierung eines Großteils des Diskursinhaltes belegt nur einen Slot des Arbeitsgedächtnisses. Bei der Erstellung des Diskursmodells werden Einzelkonzepte solange parallel verarbeitet, bis sie durch Koreferenz integriert werden können. Kompetenz besteht also zum Teil darin, die Zahl der einzelnen Konzepte gering zu halten. Zu viele parallele Konzepte führen zur Überlastung des Arbeitsgedächtnisses. Die Folge ist Verstehensversagen.

Über einen Sachverhalt, der in einem komplexen Konzept gespeichert ist, kann man sich mühelos in einer kognitiven Operation Überblick verschaffen. Ist die Speicherung als ein komplexes Konzept gescheitert, weil der Sachverhalt nicht kohärent oder die Konzeptualisierungskompetenz nicht ausreichend war, dann müssen lineare-propositionale Ketten heuristischen und logischen Regeln entsprechend bearbeitet werden, was ungleich mehr Zeit und Effort benötigt.

Die Tiefe und Komplexität von Textinhalten kann allerhöchste Ausmaße erreichen. Die Möglichkeit zur Konzeptualisierung ist aber nicht unbegrenzt, ihr sind mit der kognitiven Kompetenz des Verstehenden Grenzen gesetzt. (Setton 1999:86) Wenn nun, wie man daraus schließen kann, von dem Gesamthalt des Diskurses im Regelfall nur eine Teilmenge Eingang in das Diskursmodell finden kann, so ist die Auswahl dieser Anteile von zentraler Bedeutung für das Verstehen. Der Translator muss also anhand bestimmter Anhaltspunkte in der Lage sein, auszuwählen, welche Elemente repräsentiert werden und welche dem Vergessen anheim fallen. Solche Anhaltspunkte bietet Kutz mit dem Begriff der Diskurswertigkeit und in der Einteilung von Textinhalten in A-, B- und C-Information. Strategien ähnlich den unter 1.2.10 genannten ermöglichen es, das Diskursmodell auf die Schlüsselkonzepte zu konzentrieren und es vom Ballast redundanter, irrelevanter Information möglichst freizuhalten.

Besonderes Augenmerk soll auch darauf gelenkt werden, dass die Diskurswertigkeit nach Kutz nicht nur von der semantischen und syntaktischen Struktur des Textes abhängig ist, sondern auch von Intention des Senders und Erwartung des Hörers. Die Klärung der Senderintention während der Vorbereitung ist entsprechend auch für die korrekte Wichtung der Textinhaltselemente und Erkennung der Schlüsselkonzepte des Diskursmodells von besonderer Bedeutung.

Aus Gründen der Verarbeitungskapazität muss das kS leicht zu verarbeiten sein und deshalb ist es von Vorteil, jede Möglichkeit der strukturellen Vereinfachung zu nutzen, um die Diskursrepräsentation effektiver handhabbar zu machen. Deshalb muss auf die Gliederungskompetenz eingegangen werden, die man auch anschaulicher als Kompetenz „geordneten Verstehens“ bezeichnen könnte. Gliederung bedeutet zielgerichtete Überarbeitung der Struktur der mentalen Repräsentation. Unter Nutzung der von Kutz

beschriebenen Strukturebenen oder Feinauflösungsstufen ist es möglich, die Elemente des konzeptuellen Substrats in motivierten, thematisch sinnvollen Gruppen zu ordnen. Die Strukturierung in solchen Gruppen und Untergruppen von Inhaltselementen macht Such- und Scanoperationen effektiver, der gesuchte Inhalt ist wesentlich leichter auffindbar. Ähnlich wie bei einem gepflegten Aktenablage-System im Vergleich mit einem Papierberg auf dem Schreibtisch.

Das Diskursmodell existiert in annahmehaften Grundzügen günstigenfalls schon lang vor Beginn der Rezeption des Ausgangstextes. Die inhaltliche Vorbereitung unterstützt die Fertigkeit des Translators, Basissachverhalte, logische Relationen und Schlüsselkonzepte richtig zu erkennen. Weiterhin geschieht durch den vorbereitenden Aufbau eines Erwartungsschemas eine Vorstrukturierung, eine Grundgliederung anhand eines Textprototypen (siehe 3.2.4) kann angelegt werden. Die oben beschriebenen Gliederungsoperationen können damit auf vorhandenem aufbauen und die Aktualisierung und Anpassung vorhandener Strukturen sollte vom Effort her günstiger sein, als deren vollständige Neuerstellung im Moment der größten Anstrengung.

An dieser Stelle können Strategien ansetzen, die bei der erfolgreichen Erstellung des Diskursmodells unterstützend wirken. Dabei kommen den Vorbereitungs- und Konzentrationsstrategien besondere Bedeutung zu, über die in den folgenden Abschnitten gesondert gesprochen wird. Als Beispiele für online-Strategien kann die Visualisierung genannt werden, die das Diskursmodell stützt, da strukturelle Ähnlichkeiten zwischen mentalen Bildern und komplexen Konzepten bestehen. Weiterhin bewirkt die Richtung der Aufmerksamkeit auf Zusammenhänge der Makroebene bei der Rezeption, dass zur Integration von Konzepten in das Diskursmodell nötige Relationen und Koreferenzbeziehungen stärker erkannt und verarbeitet werden.

Die strategische Automatisierung von Fertigkeiten sollte vor allem auf die Gliederungskompetenz zielen, auf die Fertigkeit, Textstrukturen zu erkennen und kognitiv zu verarbeiten. Auch die schnelle und sichere Feststellung der Diskurswertigkeit von einzelnen Items, eine zentrale Komponente der Rezeptionskompetenz, kann gezielt durch Übung und Training automatisiert werden.

3.2.3 Die Vorbereitung

Das Hauptziel der Vorbereitung neben dem selbstverständlichen Erwerb relevanten Wissens besteht, wie bereits erwähnt, darin, noch vor Beginn der eigentlichen Textrezeption ein Diskursmodell in Form eines Erwartungsschemas zu erstellen. Wie Setton anmerkt, existiert ein vorläufiges Diskursmodell in dem Moment, in dem sich der Dolmetscher erste Gedanken über seinen Einsatz macht. (Setton 1999:89) Der Vorteil begründet sich erneut darin, dass eine Struktur, die schon da ist, nicht zur Zeit der Hochbelastung erstellt werden muss.

Kutz legt in seiner Beschreibung der Vorbereitung auf den Dolmetscheinsatz Wert auf die Erstellung eines möglichst reichen Erwartungsschemas. Dieses Schema soll im Langzeitgedächtnis stabil sein, reiche inhaltliche, strukturelle und pragmatische Annahmen enthalten und durch gute Gliederung einfachsten Zugang zu jedem Inhaltselement gewähren. (Kutz 2005a:5, Kutz 2005b:4ff.) Besitzt der Dolmetscher ein solches vorbereitetes Diskursmodell, dann fällt die Anstrengung des Inferierens der dort enthaltenen Annahmen aus dem Text völlig weg. Nur für ihre Überprüfung und nötigenfalls Anpassung anhand der expliziten Äußerungen muss etwas Effort aufgewendet werden.

Eine weitere Funktion der Vorbereitung besteht in der Einstellung der aktuellen Kultur des Dolmetschers gemäß der Arbeitsdefinition in 2.2.3 auf diejenige des Senders. Die Defaults des Dolmetschers im semantischen Wortverstehen und für Slots komplexer Konzepte, die abhängig der aktuellen Kultur, verschiedene Werte annehmen können, werden damit so eingestellt, dass sie mit höherer Wahrscheinlichkeit zu der vom Sprecher intendierten Aktivierung führen, womit spätere Korrekturen von Konzeptinhalten durch rekursive Prozeduren überflüssig werden. Effort wird eingespart. Der Dolmetscher schlüpft also in die Haut des Sprechers nicht nur, um ihn bei der Erstellung des ZT besser zu vertreten, sondern schon, um ihn besser verstehen zu können.

Besonders erwähnt werden muss die Bedeutung der Vorbereitung für das Pragmatikverstehen. Da der größte Teil der pragmatischen Information implizit ist, hat der Dolmetscher, der pragmatisch richtig verstehen will, eine kaum lösbare Aufgabe zu bewältigen, wenn er sich nicht von vornherein über Intentionen, Motivationen und andere wichtige Situationsparameter im Klaren ist. Selbst explizite pragmatische Äußerungen sind nur schwer richtig in den Situationskontext einzuordnen, wenn kein vorbereitetes Situationsmodell zur Verfügung steht und die Erstellung eines Situationsmodells online bedeutet einen zusätzlichen Aufwand von Effort.

Wenn Gile davon spricht, dass im Gegensatz zu den üblichen Vorschlägen von Seiten der Dolmetschtheorie in der Praxis die Vorbereitung weit mehr durch Terminologearbeit als durch strategische Aneignung thematischen Wissens geprägt ist, so muss das nicht heißen, dass dieses Mittel weniger bedeutend ist. Die Verfügbarkeit relevanten Kontexts im Gedächtnis kann weitaus hilfreicher sein, als die Kenntnis der einen oder anderen Vokabel. Techniken der Recherche und das zielsichere Treffen von Annahmen im Rahmen eines vollständigen Erwartungsschemas muss sich der Translator allerdings eigens aneignen, um sich effektiv vorbereiten zu können.

3.2.4 Konzeptwissen

Erst mit der Verankerung im Langzeitgedächtnis in der Anreicherungsphase erreicht das konzeptuelle Substrat einen Endzustand. Der Konzeptvorrat des Verstehenden ist

ausschlaggebend dafür, wie stark das Substrat entwickelt werden kann. Robin Setton bezeichnet Expertenkompetenz als Kompetenz im Einsatz von Pragmatik und Vorwissen. (Setton 1999:3) Am Ende der Substratentwicklung steht bei günstigen Vorraussetzungen das scheinbar mühelose, tiefe inhaltliche Durchdringen des Textes, das Kutz als „lichtvolle Klarheit“ (Kutz 1988:10) bezeichnet, und das auch einen Profi manchesmal über sich selbst in Erstaunen versetzt.

Erneut zieht der Translator aus der Aktivierung fertiger Strukturen einen Effortvorteil gegenüber der Notwendigkeit zu deren Neuerstellung online. Ist erst einmal die Aktivierung der aktuellen Wissensstruktur mit ihrem impliziten Informationsreichtum gelungen, dann wirken nachfolgende Äußerungen, die Inhalt zu demselben Konzept beitragen, oftmals nur noch bestätigend. Ihr Inhalt wird schon zu Beginn der zweiten Phase als bereits im Diskursmodell vorhanden erkannt und die gesamte eigentlich folgende Verarbeitung kann eingespart werden. Die vielfältigen Verknüpfungen, die sich mit der Verankerung im Wissen zu anderen thematischen Bereichen hin öffnen, bieten außerdem besonders wertvolle Verstehenshilfen für spätere Äußerungen, da sie Ansatzpunkte für Koreferenz und somit für Integration folgender Äußerungsinhalte in das Diskursmodell bieten.

Neben dem Situations-, Welt- und Fachwissen muss noch ein wichtiger Teil des Konzeptvorrats genannt werden, der die Rezeptionskompetenz eines Translators entscheidend stützt. Man könnte von prototypischen Text- und Situationskonzepten sprechen, von einer Art rhetorischem Fach- und Allgemeinwissen, das oftmals mitverantwortlich ist, für gravierende Leistungsunterschiede zwischen Profis und Anfängern. Konzeptuelle Text- und Situationsprototypen resultieren direkt aus der Arbeitserfahrung eines Translators. Der Profi verfügt über eine schablonenartige Kenntnis einer großen Zahl von Text- und Situationstypen, die nach Kutz (1.2.10) auf der Makroebene anzusiedeln sind. Diese Schablonen helfen dabei, den Text sinnvoll zu strukturieren, was für die Gliederung des Diskursmodells unverzichtbar ist, und dabei, den inhaltlichen und pragmatischen Wert von Textteilen zu antizipieren, was zu einer enormen Einsparung von Effort führen kann. Der Anfänger dagegen muss jeden Schritt ausführen, ohne sich auf fertige, nur leicht anzupassende Konzepte stützen zu können. Kompetenz resultiert in diesem Moment weniger aus prozeduralen Fähigkeiten heraus, als aus dem erworbenen Schatz an Hilfsmitteln.

An diesem Punkt sind online-Strategien wohl vergebens zu suchen. Die Aneignung eines allgemeinen Wissensschatzes ist weniger eine Strategie, als eine direkte Folge von professioneller Erfahrung. Die Frage relevanten Fach- und Situationswissens überschneidet sich an dieser Stelle mit den Vorbereitungsstrategien.

3.2.5 Aufmerksamkeit, Konzentration und Bewusstsein

Die bei Giles Effortmodell dargestellte Einteilung kognitiver Prozesse in automatisierbare und nichtautomatisierbare führt zu einer weiteren Überlegung mit direktem Bezug zur Kompetenz. Die Ressource, um die parallele Verarbeitungsprozesse konkurrieren, ist Aufmerksamkeit. Gile spricht daher im Bezug auf Translationsschwierigkeiten von einem Problem des Capacity Management (Gile 1995:186)

Es ist also eine Überlegung wert, die Effektivierung der Aufmerksamkeitszuteilung auf die einzelnen Translations- und Rezeptionsteilhandlungen durch Strategien zu ergänzen, die für einen möglichst effektiven Einsatz der knappen Ressource sorgen. In einfacheren Worten: Es soll nach Strategien zum effektiven Einsatz von Aufmerksamkeit gesucht werden. Da es unwirklich anmutet, dass ein Dolmetscher in der Kabine sich zusätzlich zur Translationsanstrengung noch mit aktuellen strategischen Entscheidungen zu der Frage belastet, wie er denn am besten denken sollte, müssen Strategien im Bereich Training und Automatisierung von Fertigkeiten gesucht werden. Sie müssen im Zusammenhang mit der weitergehenden Beschreibung eines dolmetschspezifischen kognitiven Stils vertieft werden. Entsprechende Anstrengungen sind bei Kutz angelegt. Dort wird ein dolmetschspezifischer kognitiver Stil anhand von 20 Stilelementen umgrenzt, zu denen Vorschläge zur Aneignung und Vertiefung gemacht werden. (Kutz: Kognitiver Stil)

Der Ansatz ist etwas gewagt, zielt er doch auf einen Bereich, der innerhalb der black box kognitiver Verarbeitung liegt und für den nicht einfach zu sagen ist, ob er bewusststem Handeln zugänglich ist. Johnson-Laird stellt zu dem Problem des Bewusstseins und der Prinzipien kognitiver Prozesse einen interessanten Vergleich an: „no one knows, what these principles are, [...] when musicians improvise they do not make a conscious decision about each note – there is not enough time for that. The fascination of improvisation is that musicians may surprise *themselves* by what they play. (Johnson-Laird 1983:467)

Trotz der angeführten Schwierigkeiten ist es durchaus lohnenswert, in der vorgeschlagenen Richtung nach Möglichkeiten strategischen Handelns zu suchen, um den Umgang des Translators mit mentaler Diskursrepräsentation effektiver zu gestalten. Ist es doch zumindest teilweise unserer bewussten Steuerung unterworfen, worauf wir uns konzentrieren, woran wir denken. Und auch unter Musikern ist es nur Ausnahmetalenten vergönnt, Meister der Improvisation zu werden, ohne bewusst, effektiv und anhand expliziter Regeln zu üben.

Die kritische Ressource Aufmerksamkeit ist engstens mit der Fähigkeit zur Konzentration verbunden. Konzentration soll heißen die Fähigkeit, bewusst möglichst ausschließlich gewollte mentale Inhalte aktiv zu halten, um sie in gewünschter Weise verarbeiten zu können. Es leuchtet ein, dass die intensive Verarbeitung der höheren Stufen, die bereits als

kompetenzfördernd beschrieben wurde, nur möglich ist, solange die entsprechenden Inhalte aktiv sind und möglichst keine irrelevanten Konzepte Kapazitäten des Arbeitsgedächtnisses blockieren. Kompetenz besteht demnach in der Konzentration auch unter Stress ausschließlich auf die relevanten Konzepte und Inhalte der aktuellen Äußerung und des Diskursmodells. Die starke und ausschließliche Aktivierung relevanter Konzepte kommt der zielgerichteten Ausführung sämtlicher oben beschriebenen, kompetenzbildenden Prozesse der zweiten und dritten Phase zu Gute.

Auf die Identifikation eines Konzeptes als mehr oder weniger relevant und seine dementsprechende Stellung in der Gliederung des Diskursmodells wurde bereits eingegangen. An dieser Stelle wird deutlich, dass nicht allein die Inhalte des Diskursmodells von Bedeutung sind, sondern auch die Fähigkeit, bei Notwendigkeit effektiv auf relevante Konzeptbereiche zuzugreifen. Erneut kann die Bedeutung einer guten Gliederung der Diskursrepräsentation gar nicht zu hoch geschätzt werden.

Kognitive Kompetenz besteht also im Prinzip darin, das Richtige denken zu können. Auf den ersten Blick mag die Folgerung banal und völlig selbstverständlich klingen. Doch auf den zweiten Blick wird klar: Höhere Effektivität einer Handlung ist nur erreichbar, indem sie soweit als möglich bewusst für den späteren, automatisierten Einsatz perfektioniert wird. Das tut der improvisierende Musiker aus Johnson-Lairds Beispiel. Das tut auch ein Athlet, der die für zum Beispiel einen Dolmetscher banale Handlung des Rennens ausübt. Seine herausragende Leistung verdankt er nicht nur seiner Begabung, sondern eines bewussten Trainings im Einsatz von Muskeln, die ein Dolmetscher selten bis nie willentlich anspannen müsste. Es geht also um die Vervollkommnung des Trainingsprogramms der dolmetschrelevanten „kognitiven Muskeln“.

Weiterhin besteht Kompetenz, wie oben dargelegt, in der Vollendung des Rezeptionsprozesses in drei Phasen. Unter den Bedingungen konkurrierender, paralleler Verarbeitung mehrerer Äußerungen in mehreren Stadien kommt es mitunter zum frühzeitigen Abbruch des Verstehens, um sich anderen bewussten Handlungen wie der Wiederversprachlichung zu widmen. Ein klarer Ansatzpunkt für die Steigerung von Kompetenz durch bewusste Kognitionssteuerung besteht darin, den Verstehensprozess gerade unter Simultanbedingungen zu Ende kommen zu lassen. Gile schlägt als wichtiges Übungsziel die bewusste Steuerung der Ear-Voice-Span vor. (Gile 1995:195) Der Profi zeichnet sich entsprechend besonders dadurch aus, dass er in Lage ist, „Coolness“ zu bewahren und Abstand zum Wortlaut zu wagen, damit die Verstehensprozesse wirken können und nicht durch zu frühe Anstrengungen in andere Richtung gestört werden. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Fähigkeit, zu erkennen, wann eine genügende Verstehenstiefe erreicht ist, und dabei störende Interferenzen paralleler Prozesse zu kompensieren.

Alle online-Strategien stellen Anforderungen an die Konzentration, die für sich weniger als Strategie zu betrachten ist, denn als grundlegende Fähigkeit, die zur Effektivierung aller auf ihr beruhenden Fertigkeiten trainiert und ausgebaut werden muss.

Schließlich soll an dieser Stelle ergänzend die Notwendigkeit des Monitorings, der Selbstprüfung online, erwähnt werden. Dieser Mechanismus ist vor allem im Zusammenhang mit dem kognitiven Vorurteil von größter Bedeutung und muss durch Training vervollkommen werden. (Setton 1999:96)

Kapitel Vier: Prüfung der Hypothese

Das Diskursmodell ist das zentrale Element der hier vorgestellten Hypothese. Um dem gerecht zu werden, werden die zentralen Rezeptionsstrategien, die sich direkt auf das Diskursmodell beziehen, empirisch auf ihre Bedeutung für die Dolmetschkompetenz geprüft. Die zu prüfenden Elemente sind das Chunking von Einzelkonzepten zu einem Diskursmodell und die Gliederung der Inhaltselemente in einer motivierten Struktur.

4.1 Test zum Diskursmodell

4.1.1 Anlage

Der Text wird einer Testgruppe und einer Kontrollgruppe unter gleichen Bedingungen vorgelesen. Nach Vorlesen des Textes werden die Hörer gebeten, den Text inhaltlich möglichst vollständig nachzuerzählen, ohne dabei auf die stilistische Eigenart zu achten. Die Testgruppe erhält dabei im Voraus eine Information zum Thema des Textes. Die Kontrollgruppe erhält diesen Hinweis nicht.

Der Text (Anhang 2) geht aus der Bearbeitung einer Rede des damaligen Ministerpräsidenten des Freistaates Bayern Edmund Stoiber hervor, in der es um die Problemsituation in Verbindung mit der Wanderung des Braunbären Bruno ging, der als „Problembär“ gemeinsam mit der Ansprache Stoibers in die Geschichte einging.

Für den Zweck des Tests wurde die Rhetorik der Rede geglättet, während die gelegentlichen inhaltlichen Inkonsistenzen wesentlich hervorgehoben wurden. Die Bearbeitung der Rede weist damit eklatante Schwächen in Kohärenz und Kohäsion aus. Insbesondere wurden mehrere Konnektoren inkohärent abgeändert oder eingefügt, um das Verstehen weiter zu erschweren und die Notwendigkeit eines starken Diskursmodells zu betonen.

4.1.2 Auswertung

Zum Zweck der Auswertung wurde der Ausgangstext in einzelne Sachverhalte und Äußerungselemente aufgeteilt. Dadurch ist es möglich, anhand der Zahl erinnerter Items die

Nacherzählungsleistungen der Test- und der Kontrollgruppe zu quantifizieren und sie miteinander zu vergleichen.

Es wurde erwartet, dass die Testgruppe, die einen einführenden Hinweis erhielt, eine bessere Nacherzählungsleistung erbringen würde, als die Kontrollgruppe. Diese Erwartung wurde bestätigt. Durchschnittlich wurden in den Nacherzählungen der Testgruppe, die einen Einführungshinweis zum Thema des Textes erhielt, 54% der Sachverhalte des Ausgangstextes wiedergegeben. Dem steht die Wiedergabe von 41% der Sachverhalte durch die Kontrollgruppe gegenüber, deren Rezeption nicht durch einen Einführungshinweis gestützt wurde.

Der von Testgruppe zu Kontrollgruppe unterschiedliche Faktor bestand in der Unterstützung des Verstehensvorganges durch einen Einführungshinweis, während alle anderen Faktoren identisch waren. Daher ist anzunehmen, dass die Unterschiede in den Erinnerungsleistungen aus der unterschiedlichen Qualität der Verstehensprodukte resultierten. Wie erwartet hat der einführende, thematische Hinweis also zu einer besseren Verstehensleistung geführt. Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass es anhand des thematischen Hinweises den Probanden leichter fiel, zwischen einzelnen Textelementen Beziehungen herzustellen und so ein Diskursmodell aufzubauen. Der Vorteil eines Diskursmodells für die Gedächtnisleistung im Gegensatz zur linear-propositionalen Repräsentation erster Stufe wurde in 3.2.2 ausgeführt. Die Testergebnisse sprechen für die Gültigkeit dieser Annahmen.

Die Kenntnis des Themas erleichterte die korrekte Referenzzuordnung und Wichtung von Äußerungselementen, womit reichere Koreferenzbeziehungen zwischen einzelnen Sachverhalten hergestellt werden konnten. Die Erstellung einer Diskursrepräsentation des gesamten Textes ist auf dieser Basis einfacher und vollständiger möglich, als es für die Kontrollgruppe war. Diese musste angesichts der starken Inkohärenz und Irreführung durch explizite Marker, wie zum Beispiel falsche Konjunktionen, bei dem Versuch, ein korrektes Diskursmodell des Textes zu erstellen, zumindest größtenteils Fehler machen oder völlig scheitern.

Ein Nachteil in der Anlage des Tests liegt darin, dass die Kontrollgruppe auch anhand eines fehlerhaften Diskursmodells in gewissem Umfang eine Unterstützung der Gedächtnisleistung erreichen konnte, da nicht auf Richtigkeit des Verständnisses sondern allein Vollständigkeit der wiedergegebenen Items geprüft wurde. Ungeachtet dessen hat der Test das erwartete Resultat gezeigt.

4.2 Test zur kognitiven Gliederung

4.2.1 Anlage

Zwei Versionen eines Textes werden einmal der Testgruppe und einmal der Kontrollgruppe unter gleichen Bedingungen vorgelesen. Sie werden dazu aufgefordert, sich auf das Wichtigste zu konzentrieren. Nach Vorlesen des Textes werden die Hörer gebeten, den Text nachzuerzählen.

Der Text (Anhang 2) ist eine kurze, überblicksartige Darstellung der Jazzgeschichte. Er ist gegliedert in Abschnitte, die sich mit den verschiedenen Stilen beschäftigen, zu denen in episodentartigen Entfaltungen verschiedene weitere Informationen gegeben werden. Damit erhält der Text eine mehrstufige Gliederungsstruktur. Diese ist auf mediorelationeller Ebene besonders stark strukturiert. Jeder Stil kann als ein Basiskonzept bestimmt werden, das durch untergeordnete, feiner aufgegliederte Erläuterungen weiter entfaltet wird.

Die Version der Testgruppe enthält explizite Marker, die es einfacher machen, die kognitive Gliederung der Sachverhalte wahrzunehmen. Der Kontrolltext ist völlig identisch, mit dem einzigen Unterschied, dass die expliziten Gliederungsmarker fehlen.

4.2.2 Auswertung

Wie im vorhergegangenen Test wurde der Text in Einzelsachverhalte aufgeteilt und die Vollständigkeit der wiedergegebenen Sachverhalte in den Nacherzählungen beider Gruppen geprüft. Zusätzlich wurde auch die Anzahl wiedergegebener Basissachverhalte geprüft.

Zu erwarten war, dass die Testgruppe eine höhere Erinnerungsleistung erzielt, als die Kontrollgruppe. Weiterhin wurde die Erwartung formuliert, dass im Bereich der Basissachverhalte der Leistungsunterschied zwischen den Gruppen noch höher ist, als im Gesamtvergleich.

Beide Erwartungen können als eingetroffen angesehen werden. Die Testgruppe erbrachte eine durchschnittliche Leistung von 48% der gesamten Äußerungselemente und 77% der Basissachverhalte. Im Vergleich dazu beträgt die Durchschnittsleistung der Kontrollgruppe 38% insgesamt und 56% der BSV.

Angesichts dessen, dass der einzige Unterschied in der Rezeption beider Gruppen im Vorhandensein oder Fehlen von Gliederungshinweise besteht, ist zu erkennen, dass die kognitive Gliederung tatsächlich eine zentrale Rolle für das Textverstehen spielt. Tatsächlich scheint sich die Annahme zu bestätigen, dass eine geordnete Repräsentation wahrgenommenen Inhalts Verarbeitungsvorteile bringt. Da für die Ordnung mental repräsentierten Inhalts die Speicherung in einem vereinigenden Konzept als grundlegend gelten muss, können die Ergebnisse dieses Tests zusätzlich als Bekräftigung der

Annahme eines Diskursmodells angesehen werden.

Weiterhin ist der höhere Anteil von BSV in den wiedergegebenen Items der Testgruppe interessant. Die Kontrollgruppe hat sich an mehr untergeordnete, entfaltende Information erinnert, während bei der Testgruppe der Anteil von Basissachverhalten mit der höchsten Diskurswertigkeit besonders groß war. Daraus lässt sich ablesen, dass eine starke Wahrnehmung der kognitiven Gliederung eines Textes für die Wichtung der Äußerungselemente von Vorteil ist. Auch dieser Effekt war zu erwarten, da Gliederungsmarker bestimmte Elemente mehr oder weniger klar als Basissachverhalte ausweisen. Zusätzlich muss aber auch an die Wichtigkeit der Diskurswertigkeit für die Stellung eines Items innerhalb einer im Prozess der Erstellung begriffenen konzeptuellen Gliederung erinnert werden. Damit wird erkennbar, dass die Erstellung einer konzeptuellen Gliederung des Diskursmodells anhand der kognitiven Gliederung des Ausgangstextes und die Feststellung der Diskurswertigkeit von Äußerungselementen Prozesse sind, die unabhängig nebeneinander ablaufen und sich gegenseitig unterstützen.

Von besonderem Interesse ist im Rahmen dieses Tests der Vergleich der Leistung beider Gruppen mit der eines Probanden, der im Thema des Textes über Expertenwissen verfügte. Der betreffende Proband wurde mit der Version ohne Gliederungsmarker geprüft und doch übertraf seine Nacherzählungsleistung sowohl insgesamt als auch bei den BSV signifikant die durchschnittliche Leistung beider Gruppen. Neben dem damit bekräftigten Effekt von Vorwissen für die Verstehensleistung soll auf eine besondere Charakteristik in der Nacherzählung des Probanden hingewiesen werden. Neben ihrer besonderen Vollständigkeit fiel die Nacherzählung auch durch ihr besonders hohes Maß an Abweichungen und an Elementen, die nicht zum Ausgangstext gehörten, auf. Der Proband fügte eine große Zahl von Elementen hinzu, die zwar thematisch passend und inhaltlich korrekt, aber angesichts des Ausgangstextes falsch waren. Dieser Effekt war in weit geringerem Maße bei allen Probanden zu beobachten. Er ist als Beispiel des kognitiven Vorurteils zu werten, das, wie sich hier bekräftigend zeigte, bei großem Vorwissen ein besonders hohes Risiko darstellt. Ergänzend muss aber betont werden, dass nur ein Proband mit Vorwissen geprüft wurde. Ohne Reproduktion mit mehr Probanden ist somit die Validität dieses Ergebnisses nicht erwiesen.

Schlussfolgerung

Diese Arbeit hatte sich das Ziel gesetzt, durch die Beschreibung der dolmetschspezifischen Rezeption diese Teilhandlung der Translation stärker bewusstem, strategischen Handeln zu unterwerfen, und so Möglichkeiten zur Erhöhung der dolmetschspezifischen Rezeptionskompetenz aufzuzeigen. Der Rezeptionsprozess konnte in seiner Dolmetschspezifik anhand des Modelles eines konzeptuellen Substrates mit drei

Entstehungsphasen näher beleuchtet werden. Dabei wurde deutlich, dass die Gliederung der Rezeption in die drei zeitlich aufeinanderfolgenden Phasen der semantischen Wortbedeutung, des Diskursmodells und der Anreicherung besondere Bedeutung für die Dolmetschkompetenz hat. Jede der Phasen hat eigene Besonderheiten und stellt eigene Herausforderungen an die Kompetenz des Dolmetschers, so dass allein schon die Abkehr von der häufig noch anzutreffenden Vorstellung des Verstehens als einfacher, homogener Prozess der Bedeutungserkennung aus AT-Einheiten einen Gewinn darstellt. Das konzeptuelle Substrat ist für den Translator geeignet, um sich ein klareres Bild von den Prozessen und Faktoren bei der eigenen Rezeption zu machen. Das wiederum ist notwendig, um bewusst Einfluss auf die Qualität dieser Handlung nehmen zu können.

Im Laufe der Arbeit trat vor allem die zentrale Rolle des Diskursmodells immer klarer zu Tage, in dem die semantische Information des Ausgangstextes und zusätzliche implizite Anteile kognitiviert vorliegen. Sowohl die Ungeeignetheit propositionaler Repräsentationen als Ausgangsmaterial für komplexe, kognitive Anstrengungen als auch die unbedingte Notwendigkeit eines komplexen Diskursmodells als Ausgangspunkt für die referentielle und pragmatische Anreicherung in der dritten Phase machen die Diskurrepräsentation zum Angelpunkt des Textverstehens. Offene Fragen in diesem Punkt betreffen insbesondere die vollständige oder teilweise Aktivierung der im Modell enthaltenen Information.

Die durchgeführten Tests bestätigten die Annahmen über die Entwicklungsstufen des konzeptuellen Substrates, über die zentrale Rolle eines Diskursmodells und seiner konzeptuellen Gliederung. Allerdings müssen die Tests dahingehend kritisiert werden, dass sie als Teil einer Diplomarbeit notgedrungen in einem relativ kleinen Rahmen stattfinden mussten, was sich vor allem in der Zahl der Probanden niederschlägt, die maximal zehn betrug. Um die Testergebnisse als Ausgangspunkt weiterer, detaillierterer Untersuchungen zum Diskursmodell zu nutzen, wäre es also notwendig, sie mit einer größeren Probandenzahl zu reproduzieren. Nichtsdestotrotz soll hervorgehoben werden, dass die vorweg formulierten Erwartungen eingetroffen sind und die Tests somit als zusätzliche Bestätigung der in Kapitel drei getroffenen Annahmen gelten dürfen.

Weiterhin konnten anhand der beschriebenen Besonderheiten Ansatzpunkte für strategisches Handeln herausgearbeitet werden. Dabei werden sowohl online-Strategien berücksichtigt, die im Moment der Rezeption helfen, Entscheidungen zu treffen und Handlungen zu koordinieren, als auch Strategien in Form von Vorbereitung und Automatisierung von Schlüsselfertigkeiten.

Praktiker können sich anhand der genannten Punkte anregen lassen, ihre Rezeption stärker zum Objekt strategischer Entscheidungen zu machen. Die Übersicht strategischer Möglichkeiten kann ihnen Anhaltspunkte bieten, um Schwachpunkte gezielt zu bearbeiten und die eigene Leistung weiter zu perfektionieren. Besonders die Hinweise zu

automatisierenden und zu trainierenden Rezeptionsfertigkeiten können dazu beitragen, durch zusätzliche, zielgerichtet die Rezeption betreffende Übungen und Trainingsmethoden effektiv Translationskompetenz auszubauen.

Die Kompetenz zum Textverstehen wird auch im Dolmetschunterricht häufig nur intuitiv, beiläufig statt zielgerichtet vermittelt. Die Ausbildung von Translatoren sollte sich die in dieser Arbeit vorgestellte Thematik zum Anlass nehmen, speziell auf das Verstehen ausgerichtete Übungen in den häufig vor allem durch Fremdsprach- und Textproduktionsübungen gekennzeichneten Unterricht aufzunehmen und angehende Translatoren von vornherein für diesen wichtigen Teil ihrer professionellen Kompetenz zu sensibilisieren. Das Modell des konzeptuellen Substrats kann dafür eine Grundlage sein.

Anhang 1: Hinweise zu Abkürzungen und Notation

Abkürzungen:

AS	Ausgangssprache
AT	Ausgangstext
BSV	Basissachverhalt
Entf	Entfaltung
ESV	Einführungssachverhalt
kK	komplexes Konzept
LZG	Langzeitgedächtnis
SD	Simultandolmetschen
TW	Translationswissenschaft
ZS	Zielsprache
ZT	Zieltext

Es werden an verschiedenen Stellen Begriffe auf folgende Art und Weise markiert verwendet:

,Begriff'	kennzeichnet die metasprachliche Verwendung eines Begriffes
KONZEPT	kennzeichnet ein Einzelkonzept
[KONZEPT1, KONZEPT2]	kennzeichnet eine Menge von Einzelkonzepten

Anhang 2: Testtexte

Text zum Diskursmodell

Sehr vereehrte Damen und Herren

Natürlich sind wir in jedem Falle hochofreut, das ist gar keine Frage und diese Reaktion ist auch völlig richtig, wir freuen uns über sich artgerecht verhaltende Tiere in unserem Land. Meine Damen und Herren, das ist gar nicht zum Lachen. Experten aus Tierschutz, Forstwirtschaft und Zoologie haben meine Kollegen hier natürlich intensiv informiert aber es hat auch ausgiebiger Austausch stattgefunden. Im Normalfall ist der Wald der ökologisch-natürliche Lebensraum. Oder das Tier geht da niemals raus. Denn es reißt durchschnittlich ein oder zwei Schafe innerhalb eines Jahres.

Aber abgesehen davon haben wir einen Unterschied zwischen dem sich normal

verhaltenden Tier und dem Schadtier. Und es scheint im Übrigen ganz klar zu sein, dass es sich bei diesem betreffenden Tier um ein Schadtier handelt.

Es hat da ja, im Grunde genommen, durchaus ein gewisses Glück und Anlass zur Freude gegeben. Um 1 Uhr nachts wurden also diese Hühner gerissen. Und in dem Haus war niemand, also jedenfalls ist es nicht bemerkt worden aufgrund von, äh..., also ist es nicht bemerkt worden. Meine Damen und Herren, stellen Sie sich das doch einmal vor, der war ja mitten auf dem Hof, stellen sie sich vor, die Leute wären rausgekommen. Stellen Sie sich mal vor, was da hätte passieren können.

Text zur kognitiven Gliederung

Testversion mit explizit markierter Gliederung

„Kurze Geschichte des Jazz“

Der erste Jazz-Stil entwickelte sich Ende des 19. Jh. in New Orleans aus Blues, Gospel, Ragtime und den europäischen Marching Bands. Interessant ist dabei, dass dem schwarzen New-Orleans-Jazz der weiße Dixieland-Jazz gegenübersteht. Hier zeigt sich ein Vorgang, der für die Geschichte des Jazz typisch ist: Schwarze Musiker entwickeln einen Stil, der dann von Weißen übernommen und kommerziell verwertet wird.

Der zweite Jazz-Stil wird als Chicago-Stil bezeichnet. Mit den Arbeitsuchenden aus den Südstaaten kam der Jazz in die Industriestädte des Nordens. Im Chicago-Stil trat die Gruppenimprovisation zurück und das Solo gewann an Bedeutung. Im Zusammenhang mit diesem Stil muss der erste bedeutende Jazzsolist genannt werden: der Trompeter und Sänger Louis Armstrong, ein technisch, emotional und intellektuell atemberaubender Improvisator.

Als dritter Jazz-Stil entwickelte sich der Swing und die Big-Bands. Mit der weißen Form dieses Stils wurde der Jazz weltweit ein sehr gutes Geschäft. Am besten stellt man sich den Jazz dieser Zeit als populäre Unterhaltungsmusik vor.

Die zunehmende Kommerzialisierung des Swing als Unterhaltungsmusik stieß viele Musiker ab, wodurch die Jazzentwicklung in eine neue Richtung gelenkt wurde. Der vierte Jazz-Stil, Bebop genannt, entwickelte sich in den vierziger Jahren und gilt als Beginn des modernen Jazz. Er legt größeren Wert auf kunstvolle Improvisation und expressives, emotionales Spiel als auf den Publikumsgeschmack. Man beschreibt den Bebop am besten als „Musik für Musiker“. Charakteristisch sind extrem schnelle Läufe, hektische Melodiesprünge und komplizierte Harmonien. Bei Soli wurde häufig das Tempo verdoppelt. Mit Beginn des modern-Jazz entwickelte sich das für den Jazz typische Sammler- und Expertentum, vor allem unter Menschen von höherer Bildung.

Als nachfolgender, fünfter Jazz-Stil muss der Cool-Stil aus dem New-York der fünfziger

Jahre genannt werden. Der Spiel der Künstler ist deutlich kühler und sie begreifen ihre Musik deutlich als Kunstmusik, nicht Populärkultur. Der Cool Jazz zeichnet sich dadurch aus, dass Geschwindigkeit und Expressivität des Bebop sich zu konzertantem und höchst virtuosem, introvertiertem Spiel entwickelten. Viele seiner Vertreter hatten eine akademische Ausbildung als Musiker. Miles Davis und John Coltrane schufen mit ihrem entspannten und zugleich virtuos, intelligentem und zutiefst leidenschaftlichen Spiel einen Meilenstein der Jazzgeschichte, das Album „A kind of blue“.

Der sechste Jazz-Stil erhielt die Bezeichnung Free Jazz. Damit vollzog sich in in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der endgültige Bruch mit den ursprünglichen Traditionen des Jazz: Formale Prinzipien wurden für die offene Form aufgegeben. Erstaunlicherweise war Free-Jazz gerade durch diese Freiheit erstaunlich konsequent und logisch.

Besonders erwähnt werden soll als ein siebenter Stil der Fusion-Jazz. Es ist ein Stil der Gegenwart der für die Verschmelzung von Jazz mit beliebigen Elementen anderer Musikrichtungen steht. Die Vielfalt kennt damit keine Grenzen mehr.

In seiner Geschichte bis heute hat der Jazz eine solche Freiheit, Beschleunigung und Bereicherung um neue Stile erfahren, dass der übergreifende Begriff „Jazz“ fragwürdig war, der eine Vielzahl verschiedener Stiele von Free-Jazz bis Mainstream umfassen musste. Die verbindende Tradition und Kriterien wie „Freiheit“ und „Vitalität“, so unscharf sie sein mögen, verleihen aber dem Jazz bis heute eine gemeinsame Identität.

Kontrollversion ohne Gliederungsmarker und Einführungssachverhalte

„Kurze Geschichte des Jazz“

Ende des 19. Jh. entwickelte sich in New Orleans aus Blues, Gospel, Ragtime und den europäischen Marching Bands der New-Orleans-Jazz. Dem schwarzen New-Orleans-Jazz steht der weiße Dixieland-Jazz gegenüber. Ein Vorgang, der für die Geschichte des Jazz typisch ist: Schwarze Musiker entwickeln einen Stil, der dann von Weißen übernommen und kommerziell verwertet wird.

Mit den Arbeitsuchenden aus den Südstaaten kam der Jazz in in die Industriestädte des Nordens, wo sich der Chicago-Jazz entwickelte. Die Gruppenimprovisation trat im Chicago-Jazz zurück und das Solo gewann an Bedeutung. Dieser Stil brachte den ersten bedeutenden Jazzsolisten hervor: den Trompeter und Sänger Louis Armstrong, ein technisch, emotional und intellektuell atemberaubender Improvisator.

Der folgende Swing und die Big-Bands machten mit der weißen Form dieses Stils den Jazz weltweit zu einem sehr guten Geschäft. Jazz war in dieser Zeit populäre Unterhaltungsmusik.

Die zunehmende Kommerzialisierung des Swing als Unterhaltungsmusik stieß viele Musiker ab, wodurch die Jazzentwicklung in eine neue Richtung gelenkt wurde. In den vierziger Jahren markiert der Bebop den Beginn des modernen Jazz. Er legt größeren Wert auf kunstvolle Improvisation und expressives, emotionales Spiel als auf den Publikumsgeschmack. Bebop ist „Musik für Musiker“. Charakteristisch sind extrem schnelle Läufe, hektische Melodiesprünge und komplizierte Harmonien. Bei Soli wurde häufig das Tempo verdoppelt. Mit Beginn des modern-Jazz entwickelte sich das für den Jazz typische Sammler- und Expertentum, vor allem unter Menschen von höherer Bildung.

Der Cool-Stil aus dem New-York der fünfziger Jahre ist in seinem Spiel wesentlich kühler. Die Künstler begreifen ihre Musik deutlich als Kunstmusik, nicht als Populärkultur. Der Cool Jazz entwickelt die Geschwindigkeit und Expressivität des Bebop zu konzertantem und höchst virtuosem, introvertiertem Spiel. Viele seiner Vertreter hatten eine akademische Ausbildung als Musiker. Miles Davis und John Coltrane schufen mit ihrem entspannten und zugleich virtuos, intelligenten und zutiefst leidenschaftlichen Spiel einen Meilenstein der Jazzgeschichte, das Album „A kind of blue“.

Damit vollzog sich in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts der endgültige Bruch mit den ursprünglichen Traditionen des Jazz: Formale Prinzipien wurden für die offene Form aufgegeben. Erstaunlicherweise war Free-Jazz gerade durch diese Freiheit erstaunlich konsequent und logisch.

In unserer Gegenwart ist der Fusion-Jazz bedeutend, der für die Verschmelzung von Jazz mit beliebigen Elementen anderer Musikrichtungen steht. Die Vielfalt kennt damit keine Grenzen mehr.

In seiner Geschichte bis heute hat der Jazz eine solche Freiheit, Beschleunigung und Bereicherung um neue Stile erfahren, dass der übergreifende Begriff „Jazz“ fragwürdig war, der eine Vielzahl verschiedener Stile von Free-Jazz bis Mainstream umfassen musste. Die verbindende Tradition und Kriterien wie „Freiheit“ und „Vitalität“, so unscharf sie sein mögen, verleihen aber dem Jazz bis heute eine gemeinsame Identität.

Quellenverzeichnis

Abelson, Robert / Schank, Roger (1977): *Scripts, Plans, Goals and Understanding. An inquiry into Human Knowledge Structures*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates

Beaugrande, Robert-Alain de / Dressler, Wolfgang Ulrich (1981) *Einführung in die Textlinguistik*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Brown, Gillian / Yule, George (1983): *Discourse Analysis*. Cambridge: Cambridge University Press.

De Groot, Anette (1997): „The Cognitive Study of Translation and Interpretation: Three Approaches.“ Danks, Joseph H. et al (1997) (Hrsg.): *Cognitive Processes in Translation and Interpreting*. Thousand Oaks: Sage Publications.

Eco, Umberto (1994): *Einführung in die Semiotik*. UTB 105. München: Fink.

Fillmore, Charles (1977): „Scenes-and-frames semantics.“ Zampolli, Antonio (1977) (Hrsg.): *Linguistic Structure Processing*. Amsterdam: North-Holland Publishing Company. 55-82.

Frege, Gottlob (1986): *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Gile, Daniel (1995): *Basic Concepts and Models for Interpreter and Translator Training*. Amsterdam: Benjamins.

Gipper, Helmut (1992): *Sprache und Denken in sprachwissenschaftlicher und sprachphilosophischer Sicht*. Theorie und Praxis inhaltsbezogener Sprachforschung. Aufsätze und Vorträge 1953 – 1990. Band 2. Münster: Nodus Publikationen.

Gorlee, Dinda L. (1994): *Semiotics and the problem of translation. With special reference to the semiotics of Charles S. Peirce*. Atlanta: Rodopi.

Jakobson, Roman (1988): *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919 – 1982*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Johnson-Laird, P. N. (1983): *Mental models. Towards a cognitive science of language, inference, and consciousness*. Cambridge: Harvard University Press.

Kade, Otto (1968): *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.

Kalina, Sylvia (1998): *Strategische Prozesse beim Dolmetschen. Theoretische Grundlagen, empirische Fallstudien, didaktische Konsequenzen*. Tübingen: Narr.

Kleiber, Georges (1998): *Einführung in die Prototypensemantik*. Tübingen: Narr.

Koschmieder, Erwin (1953): „Das Gemeinte.“ Lexis. Studien zur Sprachphilosophie, Sprachgeschichte und Begriffsforschung. III.2. 308-315.

Kutz, Wladimir (1988): *Translatorisch-interpretative Kompressionen beim Simultandolmetschen am Beispiel deutscher Redetexte zu industrieller Thematik. Eine Studie zum Kompetenzmodell des Simultandolmetschens*. Leipzig: Karl-Marx-Universität.

Kutz, Wladimir (2005a) *Das Leipziger Kompetenzmodell der Dolmetschdidaktik. Annahme eines Dolmetschauftrags. Vorbereitung auf einen Dolmetscheinsatz*. Skripte zur dolmetschwissenschaftlichen Vorlesung. Vorlesung 3. Leipzig: Universität Leipzig.

Kutz, Wladimir (2005b) *Zur mentalen Einstellung vor dem Dolmetschen. Dolmetschsituation – Dolmetschauftrag - Dolmetschstrategie*. Skripte zur dolmetschwissenschaftlichen Vorlesung. Vorlesung 4. Leipzig: Universität Leipzig.

Kutz, Wladimir (2005c) *Rezeptionsvorgang beim Dolmetschen*. Skripte zur dolmetschwissenschaftlichen Vorlesung. Vorlesung 5. Leipzig: Universität Leipzig.

Kutz, Wladimir (2005d) *Ein entscheidender Faktor für professionelle Rezeptionsleistung: Erkennen der Kognitiven Gliederung des Originals*. Skripte zur dolmetschwissenschaftlichen Vorlesung. Vorlesung 7. Leipzig: Universität Leipzig.

Kutz, Wladimir: *Die kognitive Gliederung des Diskurses. Ein entscheidender Faktor für professionelle Rezeptionsleistung: Die Erkennung der Informations- und Illokutionsstruktur des Originals*. Leipzig: Universität Leipzig.

Kutz, Wladimir: *Kognitiver Stil. Kognitionspsychologische Prädisposition und Handlungsbasis für professionelles Dolmetschen*. Leipzig: Universität Leipzig.

Lederer, Marianne (1990): „The Role of Cognitive Complements in Interpreting.“ Bowen, David / Bowen, Margareta (1990) (Hrsg.): *Interpreting – Yesterday, Today and Tomorrow*. Binghampton: SUNY. 53-60.

Lederer, Marianne (1994): *La traduction aujourd'hui*. Paris: Hachette-Livre.

Lorenz, Wolfgang / Wotjak, Gerd (1977): *Zum Verhältnis von Abbildung und Bedeutung. Überlegungen im Grenzbereich zwischen Erkenntnistheorie und Semantik*. Berlin: Akademie-Verlag.

Pöchhacker, Franz (1994): *Simultandolmetschen als komplexes Handeln*. Tübingen: Narr.

Reiß, Katharina / Vermeer, Hans J. (1991): *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.

Rickheit, G. / Strohner, H. (1999): „Textverarbeitung: Von der Proposition zur Situation.“ Friederici, A. (1999) (Hrsg.): *Sprachrezeption*. Göttingen: Hogrefe. 271-306.

Salevsky, Heidemarie (1986): *Probleme des Simultandolmetschens. Eine Studie zur Handlungsspezifität*. Berlin: Zentralinstitut für Sprachwissenschaft.

Searle, John R. (1991): *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Searle, John R. (1994): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sebeok, Thomas A. (1986): *Encyclopedic dictionary of semiotics*. Band 2. Berlin: Mouton de Gruyter.

Seleskovitch, Danica (1988): *Der Konferenzdolmetscher. Sprache und Kommunikation*. Textcontext Beiheft 2. Heidelberg: Groos.

Setton, Robin (1999): *Simultaneous interpretation. A cognitive-pragmatic analysis*. Amsterdam: Benjamins.

Setton, Robin (2003): „Models of the interpreting process.“ Collados Aís, Angela / Sabio Panilla, José Antonio (2003) (Hrsg.): *Avances en la investigación sobre la interpretación*. Granada: Editorial Comares. 29-91.

Sperber, Dan / Wilson, Deirdre (2004): *Relevance. Communication and cognition*. Oxford: Blackwell.

Vermeer, Hans J. (1990): *Skopos und Translationsauftrag. Aufsätze*. Heidelberg: Institut für Übersetzen und Dolmetschen.

Vermeer, Hans J. (1992): „Eine kurze Skizze der scenes-&-frames-Semantik für Translatoren.“ Salevsky, Heidemarie (1992) (Hrsg.): *Wissenschaftliche Grundlagen der Sprachmittlung. Berliner Beiträge zur Übersetzungswissenschaft*. Berlin: Peter Lang. 75-84.

Vernant, Denis (1992): „Sign conceptions in logic from the 19th century to the present.“ Posner, Roland / Robering, Klaus / Sebeok, Thomas A. (1998) (Hrsg.): *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. HSK 13.2. Berlin: Walter de Gruyter. 1483-1511.